

THOMAS BREUER

# Leander und die alten Meister

*Inselkrimi*



GMEINER





**THOMAS BREUER**  
Leander und die  
alten Meister



*Thomas Breuer, geboren 1962 in Hamm/Westf., hat in Münster Germanistik und Sozialwissenschaften studiert und arbeitet seit 1993 als Lehrer für Deutsch, Sozialwissenschaften und Zeitgeschichte an einem privaten Gymnasium im Kreis Paderborn. Seit 1994 lebt er mit seiner Frau Susanne, seinen Kindern Patrick und Sina, Streifenhörnchen Fridolin und Katze Lisa im ostwestfälischen Büren. Er liebt die Fotografie, die Nordseeinseln und den Darß. Seine zweite Heimat ist Föhr, wo er regelmäßig im Auftrag seiner Hauptfigur Henning Leander neue Kriminalfälle recherchiert, in denen dieser dann ermitteln darf.*

*Mit »Leander und der tiefe Frieden« legte er 2012 seinen Debüt-Roman im Leda-Verlag vor, 2013 folgte »Leander und die Stille der Koje«, 2014 »Leander und die alten Meister«, 2015 »Leander und der Lummensprung« sowie 2016 »Leander und der lange Schatten«. 2018 erschien der Kriminalroman »Der letzte Prozess«. Weitere Projekte sind in Arbeit und in Planung.*

*[www.Breuer-Krimi.de](http://www.Breuer-Krimi.de)*

**THOMAS BREUER**

Leander und die  
alten Meister

*Inselkrimi*

**GMEINER**



Personen und Handlung sind frei erfunden.  
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen  
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie  
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2020 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 075 75 / 20 95 - 0

[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten

(Originalausgabe erschienen 2014 im Leda-Verlag)

Umschlaggestaltung: Katrin Lahmer  
unter Verwendung eines Fotos von: © Achim Wagner / stock.adobe.com

Druck: Custom Printing Warschau

Printed in Poland

ISBN 978-3-8392-6491-1

Für meine Frau Susanne

*»Wir alle seins Brüder,  
Wir alle seins gleich!«*

*Losung der Fremden Freiheitsbrüder,  
basierend auf den Idealen der Französischen Revolution  
(1789): »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«*



# 1

Insel Föhr, Utersum, außen, Nacht, Totale

Eine Szenerie wie von Hitchcock arrangiert: Der Neumond klebt als neblig-matte Kreisfigur mit verwaschenem Rand am nachtschwarzen Himmel. Dunstschwaden ziehen an ihm vorbei, er ist mehr zu erahnen als wirklich zu sehen, so dass die Nacht noch undurchdringlicher erscheint, als sie hier draußen in der Marsch zwischen dem Utersumer Ortskern und dem flachen Dünengürtel ohnehin schon ist. Eine stickige Julinacht, die Luft steht, der Dunst wallt über das Gras. Jetzt verschwindet der Mond hinter dünnen Wolkenfetzen. Irgendwo ruft eine Eule, vielleicht ist es auch nur ein Käuzchen – vom Effekt her ist es egal.

Die schmale Straße führt zwischen Hecken durch die Wiesen. Am Ende ruht eine Villa wie zufällig in die Landschaft geworfen unter ihrem ausladenden Reetdach. Hier macht die Straße einen Knick und läuft schließlich vor den Dünen aus, die den Utersumer Strand von der Marsch trennen. Die Abgeschlossenheit ist perfekt, weit und breit gibt es kein anderes Haus, so dass die Bewohner des weitläufigen Anwesens ihre Ruhe haben – und die drei Männer mit den schwarzen Masken auch.

Von nun an sieht das Storyboard Handlung vor: Drei schwarze Schatten huschen im Schutz der Hecken und Sträucher über den Rasen. Sie achten darauf, dass sie nicht in die Reichweite der Bewegungsmelder kommen, die so eingestellt sind, dass sie nicht von windbewegten Sträuchern oder umherstreunenden Tieren ausgelöst werden können. Erst in der letzten Nacht haben sie es noch einmal mit zwei Katzen ausprobiert. Eigentlich kann also nichts geschehen, alles ist gründlich

vorbereitet, aber der Teufel steckt im Detail. Flutlicht ist das Letzte, was sie jetzt gebrauchen können.

Sie verständigen sich allein durch rasche Handzeichen, während sie das Gebäude umrunden und sich in den Schutz des nach hinten hinaus gelegenen Gartens bringen. Dabei vermeiden sie jeden Laut, denn man kann nie sicher sein, ob nicht Geräuschdetektoren die Sicherheitsanlage des Anwesens komplettieren. Zuzutrauen ist dem Villenbesitzer das, alles hier sieht nach Hollywood aus: der riesige Pool, über den man bei schlechtem Wetter ein gewölbtes Glasdach schieben kann; die Garten-Bar aus weißem Marmor; der Pavillon mit dem ausladenden Beduinenzeltdach; die der griechischen Antike nachempfundenen Skulpturen auf dem Rasen – der Diskuswerfer, der Speerwerfer, der sitzende Bodybuilder; die überdimensionalen Glas-Schiebetüren des Wohnzimmers. Das alles bestätigt die Informationen der drei Männer: Die Besitzer der Villa sind Kunstsammler und Liebhaber wertvoller Spielereien.

Die Männer ducken sich in die Dunkelheit der Büsche, als ein Lichtkegel von der Straße her durch den Garten streift. Der Anführer trägt eine Motorradhaube, deren Sehschlitz er durch mittiges Zusammennähen der Ober- und Unterkanten brillenartig verkleinert hat. Jetzt deutet er mit der rechten Hand auf die Terrasse. Einer seiner Kumpane mit einer Skihaube über dem Gesicht zieht wie besprochen lautlos an ihm vorbei, immer im Schutz der Büsche, bis er die Hauswand erreicht. Er verschwindet an der Seite der Villa, bleibt eine Weile, die in dieser Situation der gefühlten Zeitdehnung unterliegt, verschwunden und taucht dann an derselben Stelle wieder auf. Mit einem Handzeichen gibt er Entwarnung. Die Luft ist rein, der Sicherheitsdienst hat das Haus pünktlich passiert und nichts bemerkt. Der Anführer atmet auf.

Dicht an der Hauswand entlang huscht er zur Terrassentür. Die beiden Videokameras unter dem Dachüberstand, die man von hier aus zwar nicht sehen kann, von deren Existenz die drei

aber wissen, machen ihm keine Angst; er weiß, dass sie ihm nicht mehr gefährlich werden können. Er streift sich Schutzhüllen über die Schuhe. Dann zieht er ein Spezialwerkzeug aus seinem Slingbag, der dicht an seinem Körper ruht, und setzt es am Schloss an. Nahezu geräuschlos öffnet sich die Tür und schwingt leicht zur Seite. Auf das Vertrauen reicher Leute in die Technik ist Verlass, schließlich ist sie teuer genug. Um wie viel schwerer wäre es gewesen, hätten die Türen zusätzliche mechanische Sicherungen, die im Baumarkt einen verschwindenden Bruchteil der teuren Alarmanlage kosten.

Der Anführer hält die zurückschwingende Tür fest. Dann gleitet er in das Zimmer und zieht sie leise wieder ins Schloss. Jetzt hat er neunzig Sekunden Zeit, um in der Diele den Code einzugeben. Draußen halten sie den Atem an, das weiß er, alles hängt an diesen eineinhalb Minuten. Die Sekunden rasen jetzt, als müsste die Zeit nachholen, was sie da draußen eben noch versäumt hat. Nun ist Routine gefragt und genügend Selbstvertrauen, um nicht aus der Ruhe zu geraten. Mit flinken Fingern bedient er die vorbereitete Technik, liest die Zahlen ab, gibt den Code ein, registriert die grüne Leuchtdiode als Zeichen seines Erfolges und grinst zufrieden unter seiner Maske. Die Alarmsicherung im Haus und auf dem gesamten Grundstück ist jetzt deaktiviert. Und schon ist er wieder im Wohnzimmer, stößt die Tür weit auf und gibt seinen Kumpanen das erwartete Zeichen.

Die beiden Gestalten lösen sich aus dem Schatten der Büsche und huschen mitten über die Terrasse, vorbei an der komfortablen Wohnlandschaft aus Korbgeflecht-Sesseln mit weißen Leinenauflagen. Nachdem sie ebenfalls Plastikhüllen über ihre Schuhe gezogen haben, schlüpfen sie nacheinander ins Haus. Der letzte Einbrecher zieht die Tür hinter sich zu, jetzt befinden sich alle drei im Wohnzimmer. Der Anblick sollte vertraut sein, aber bei Nacht wirkt der Raum doch anders als am Tag.

Hollywood die Zweite, Innen, Nacht: eine Sitzgruppe aus Büffelleder, kostbare Teppiche auf weißem Carraramarmor, kunstvolle und farbenprächtige Echtgras-Intarsien aus irgendeiner afrikanischen Savanne in der doppelflügeligen Glastür, die in die Diele hinaus führt. Alles hier stinkt förmlich nach Geld. Sicher ist auch keines der Bilder an der Wand eine billige Kopie; wer so wohnt, zeigt seinen Reichtum den erlesenen Gästen. Die Gläser unter den Halogen-Strahlern in den Vitrinen sind augenscheinlich aus schwerem Bleikristall und alte Sammlerstücke. Zwei Vitrinen an der gegenüberliegenden Seite enthalten aufgeklappte Schatullen mit Goldmünzen und fein ziseliertem Goldschmuck, der, wenn überhaupt, vor mehreren Jahrhunderten getragen worden ist.

Der Anführer deutet auf die Gold- und Schmuckvitrinen, und während sich seine Kumpane schweigend daran machen, nahezu geräuschlos die Schlösser zu knacken, steuert er zunächst auf die Tür zur Diele zu, horcht noch einmal durch den luftigen Empfangsraum die Freitreppe hinauf, vergewissert sich, dass oben im Haus bei den Schlafräumen alles ruhig bleibt, und schließt dann lautlos die Tür. Jetzt nimmt er den breiten Kamin ins Visier. Vor dem Relief des Rauchabzuges bleibt er stehen, umfasst das aus dem Sandstein herausgearbeitete Familienwappen mit der rechten Hand, dreht es leicht und löst damit den Mechanismus aus, der eine Steinplatte an der Rückwand der Feuerkammer aufklappen lässt und den Blick auf die Tür eines großformatigen Tresors freigibt.

Der Mann zieht eine kleine LED-Taschenlampe aus seinem Slingbag, schaltet sie ein, steckt sie sich zwischen die Zähne. Dann zieht er seine schwarzen Lederhandschuhe aus und streift sich weiße Baumwollhandschuhe über, in denen er mehr Gefühl hat – so hat er es gelernt, und es hat sich in all den Jahren bewährt. Er greift unter den Rauchabzug und holt ein Kästchen hervor. Selbstsicher bedient er im Lichtkegel der Taschenlampe ein paar winzige Knöpfe, und schon läuft auf

einem kleinen Display ein Film ohne Ton ab: Die Steinplatte gleitet zurück, eine Hand streift an der Linse vorbei zum Tastenfeld des Tresors, tippt in rascher Folge sechs Zahlen ein, die Tresortür schwingt durch das winzige Bild. Der Mann stoppt den Film und spielt ihn dann im Slow-Motion-Modus noch einmal ab; er will nichts riskieren, und jetzt haben sie ja Zeit.

»2-7-0-9-7-5«, liest er leise mit und lacht in sich hinein – wenn das mal nicht das Hochzeitsdatum der Hausbesitzer ist oder der Geburtstermin ihres ersten Kindes! Die meisten Menschen sind ja so einfallslos, wenn es darum geht, ihr Hab und Gut mittels eines Geheimcodes zu sichern. Gut so, denn davon lebt eine ganze Zunft.

Er schaltet das Kästchen ab, rezitiert noch einmal in Gedanken die Zahlen und tippt sie in das Bedienfeld der Tresortür. Nach der letzten Taste zählt er lautlos bis dreißig, und schon signalisiert der Mechanismus mit einem leisen Klicken und dem dreifachen Blinken einer grünen Leuchtdiode, dass er die Tür freigibt. Geräuschlos schwingt sie auf, der Mann grunzt zufrieden. Derartige Tresore knackt er inzwischen spielend, zumal er über hilfreiche Technik verfügt. Nun wechselt er die Baumwollhandschuhe wieder gegen die aus Leder. Aus seinem Slingbag holt er ein paar grüne Stoffbeutel mit dem Werbeaufdruck der Insel Föhr. Er richtet die Taschenlampe mit den Zähnen auf das Innere des Tresors, entnimmt ihm einen Stapel Geldbündel. Genussvoll zählt er sie und überlegt kurz, dann legt er zwei wieder zurück. Nun greift er nach den Schmuckschatteln aus Leder, den Sammlerboxen mit Münzen, einem Ordner mit Papieren, mehreren Briefmarkenalben. Schnell sichtet er seine Beute, schiebt den Ordner wieder in den Tresor, legt ein Briefmarkenalbum dazu. Den Rest stopft er in die Stoffbeutel.

Plötzlich ein Geräusch aus dem Off: Oben im Haus tut sich etwas. Der Anführer hält den Atem an, drängt sich an den Kamin, als könnte der ihn decken, nimmt die kleine Taschenlampe aus dem Mund, schaltet sie aus, registriert, wie sich seine

Kumpane seitlich der Vitrinen eng an die Glaskörper ducken. In der Diele geht Licht an, leise klatschende Schritte auf der Marmortreppe: Da kommt jemand barfuß aus dem Obergeschoss herunter. Ein Schatten hinter den Grasintarsien der Glastür, der aber sofort wieder blasser wird. Der Anführer lauscht in die Tiefe des Hauses. Eine Tür wird geöffnet, eine Klapptür geht – der Kühlschrank. Der Anführer gibt seinen Leuten ein Zeichen. Sie springen auf, huschen zur Dielentür hinüber, die Plastikschraper über den Schuhen knistern. Das Geräusch wird im Kopf verstärkt, als müsse es kilometerweit zu hören sein. Die Männer platzieren sich links und rechts der Tür – auch darauf hat er sie vorbereitet –, einer nimmt eine Porzellanvase von einem Podest, hebt sie über seinen Kopf. Wieder geht die Kühlschranktür, das Küchenlicht erlischt, Schritte patschen auf das Wohnzimmer zu. Die Zeit steht still. Der Schatten wird dunkler, klärt sich zum Umriss, geht an den Grasintarsien vorbei, die Schritte entfernen sich die Marmorstufen hinauf. Das Licht erlischt, alles ist wieder ruhig. Zwei Schrecksekunden später atmen die drei aus. Der Mann mit der Vase lässt diese langsam sinken, als erlahme sein Arm in Zeitlupe, und stellt sie leise auf das Podest zurück.

Der Anführer fühlt den Schweiß in Bahnen unter seiner Sturmhaube, die Baumwolle nimmt ihn nicht mehr auf. Er gibt seinen Leuten ein Zeichen, weiterzumachen. Er selbst schließt die Tresortür, schiebt die Steinplatte zurück, bis sie leise einrastet, platziert das Kästchen wieder dort, wo er es vorgefunden hat. Die Schlaufen der Beutel wickelt er sich um das Handgelenk. Dann wendet er sich seinen Kumpanen an den Vitrinen zu, die inzwischen alle Schlösser mit ihren Spezialwerkzeugen geöffnet haben und dabei sind, Münzen, historische Orden und ein paar aufwändig gearbeitete Colliers zu erbeuten. Der Anführer achtet genau darauf, dass sie nur jedes zweite Stück aus den Vitrinen nehmen und in die grünen Föhr-Beutel stecken. Einer der Männer deutet schließlich wortlos auf ein

Gemälde an der Wand, aber der Anführer schüttelt den Kopf. Sein Kumpan lässt nicht locker, zeigt mit dem Zeigefinger an, dass er wenigstens dieses eine Bild abhängen will. Auf das wütende Zischen aus dem Mund seines Anführers hin gibt er endlich nach. Resigniert hebt und senkt er die Schultern, wirft sich seinen Slingbag über und greift nach seinen Stofftaschen. Mit dem wird nachher zu reden sein; es kann nicht angehen, dass vorherige Absprachen vor Ort in Frage gestellt werden. Langsam wird der Mann offensichtlich übermütig.

Auf ein Zeichen des Anführers bewegen sich alle drei auf die Glasfront zu. Er greift an ihnen vorbei, öffnet die Terrassentür und deutet hinaus. Sekunden später haben die Männer das Wohnzimmer mit ihrer Beute hinter sich gelassen. Sie ziehen die Plastikschräner von den Schuhen und verstauen sie. Der Anführer gibt dem Mann, der zuvor die Lage gepeilt hat, ein Zeichen, und während der um das Haus herum verschwindet, huscht er selbst in die Diele zurück und schaltet den Alarm wieder scharf. Sekunden später ist er wieder an der Terrassentür, zieht sie vorsichtig ins Schloss und verriegelt sie mit seinem Spezialwerkzeug, als wäre sie niemals offen gewesen. Als sein Kumpan an der Seite des Hauses auftaucht und mit Daumen und Zeigefinger okay signalisiert, wählen sie erneut den Schutz der Büsche, um das Grundstück unbemerkt verlassen zu können. Nur gut, dass hier kein Rottweiler oder sonst eine blutrünstige Bestie für Schutz sorgt, die billiger wäre als jede Alarmanlage – aber sie würde ja auf den Rasen scheißen.

Die ganze Aktion hat keine zwanzig Minuten gedauert, und schon liegt die Villa wieder ruhig zwischen den Hecken in der Einsamkeit der Marschlandschaft. Ein letzter Augenschwenk des Anführers über den Ort der Handlung. Schnitt.

Fünfhundert Meter entfernt beladen die Männer einen Kombi, der im Schutz hoher Büsche in einer Feldzufahrt geparkt ist, unsichtbar für den Fahrer der Security-Firma. Sie werfen ihre

Masken und Handschuhe ebenfalls auf die Ladefläche, drücken die Klappe leise ins Schloss und springen in das Fahrzeug. Der Anführer steuert den Wagen rückwärts aus der Zufahrt, gibt vorsichtig Gas und fährt langsam und ohne Licht an Utersum vorbei. Erst ein paar Kilometer weiter auf der Hauptstraße in Richtung Süderende schaltet er das Abblendlicht ein.

Die Kamera zoomt vom Kopf des Fahrers weg, hinaus aus der Seitenscheibe, bleibt stehen, lässt den Wagen vorbeifahren.

Rote Rücklichter entfernen sich, langsamer Schwenk auf die blasse Mondscheibe, das Käuzchen ruft, das Motorengeräusch verschwindet langsam im Off.

Dunstschwaden gleiten vor den Mond. Stille.

Schwarzblende.

## 2

»Das darf doch alles nicht wahr sein!«

Wütend starrt Polizeihauptkommissar Jens Olufs in den leeren Tresor, reißt sich aber dann zusammen, weil er die völlig erschlagen wirkenden Hausbesitzer auf dem Sofa nicht noch weiter deprimieren will. Die können schließlich nichts dafür, dass er die Einbruchserie noch immer nicht gestoppt hat. Seine beiden Kollegen Jörn Vedder und Dennis Groth stehen verloren mitten im Raum. Hilflos blicken sie sich um und wagen



nicht, irgendetwas anzufassen. Sie wüssten ohnehin nicht, wo sie anfangen sollten.

Draußen wird das Grundstück von weiteren Polizisten gesichert. Olufs hat alle greifbaren Beamten der Insel herbeordert.

Verdammt noch mal! Seit einem halben Jahr tanzen ihm diese Ganoven auf der Nase herum und knacken ein Haus nach dem anderen. Mit diesem Einbruch ist eine neue Dimension erreicht: Zum ersten Mal ist nach der Serie auf Sylt jetzt auch auf Föhr ein wohlhabender Kunstsammler Ziel der Einbrecher geworden, nachdem bisher immer nur kleine Haus- und Wohnungseinbrüche stattgefunden haben. Offenbar machen die Einbrecher nicht einmal mehr vor den kniffligsten Tresoren Halt und führen Jens Olufs, den Leiter der Föhrer Polizei, wie einen blutigen Anfänger vor. So ist es bis vor einem halben Jahr auch den Kollegen auf Sylt ergangen, bis die Bande offenbar die Insel gewechselt hat.

Wenn das so weitergeht, ist Olufs die Leitung der Dienststelle, die er erst vor einem knappen Jahr übernommen hat, schneller wieder los, als er sie bekommen hat. Die ganze Büferei an der Fachhochschule in Kiel wäre für die Katz gewesen. Die bohrenden Kopfschmerzen, die Jens Olufs seit ein paar Wochen mal mehr und mal weniger begleiten, fressen sich langsam wieder von der Nackenmuskulatur nach oben. Bald werden sie seine Kopfhaut wie eine eiserne Zwinge umschließen und erbarmungslos zudrücken. *Mützensyndrom* nennt sein Arzt das, weil es sich wie der Dauerdruck einer viel zu engen Strickmütze anfühlt. Fraglich, ob es sich dabei um einen medizinischen Fachbegriff handelt, aber er trifft die Sache.

Diese verfluchten Einbrecher! Warum machen sie, verdammt noch mal, nicht endlich einen Fehler oder suchen sich zumindest eine andere Insel aus? Sie hätten doch auf Sylt bleiben können. Sollen sich doch die Kollegen in Westerland mit ihnen rumschlagen, die haben ohnehin mehr Erfahrung mit Ganoven. Die Insel ist doch voll davon.

Das Schluchzen der Frau des Hauses lenkt die Aufmerksamkeit des Polizeihauptkommissars wieder auf das öde Bild, das dieses sonst sicherlich so prächtige Wohnzimmer bietet: Kahle weiße Wände strömen die Kälte aus, die immer dann entsteht, wenn man sie der Farben beraubt, die ihnen bislang von kostbaren Gemälden verliehen wurden. So sehr weiße Wände Gemälde hervorheben, so trostlos wirken sie, wenn nur noch Haken und die Stahlseile der Aufhängungen und der Alarmsicherungen sinnlos und traurig daran herabhängen. Das können auch die terrakottafarbenen Teppiche auf dem kalten weißen Marmor nicht ausgleichen, zumal die vier leeren Glasvitrinen an den beiden Zimmerwänden die Dramatik noch steigern. Und mitten in dieser Ödnis sitzen Frau und Herr Kopius, bis gestern noch stolzen Eigentümer einer der kostbarsten privaten Kunstsammlungen der Nordfriesischen Inseln, vielleicht sogar ganz Norddeutschlands, wenn man von den privaten Museen einmal absieht.

»Herr Kopius«, beginnt Jens Olufs mit nur mäßig unterdrückter Resignation in der Stimme, »Sie verfügen doch sicher über eine Alarmanlage. Wie kann es denn sein, dass Sie und Ihre Frau oben im Bett liegen und nichts davon mitbekommen, dass man Ihnen hier unten das ganze Haus ausräumt? Ich meine, das ist doch keine Kleinigkeit, die Einbrecher haben stapelweise Bilder weggeschleppt.«

Malte Kopius schaut ihn an, als wolle er sagen, dass der junge Polizist ja nun offensichtlich überhaupt keine Ahnung von Sicherheitssystemen habe, während seine Frau aufschluchzt und auf eine der leeren Vitrinen deutet.

»Die Colliers«, bringt sie mühsam hervor. »All die wertvollen Colliers. Das waren Einzelstücke, zum Teil aus dem Besitz des belgischen Königshauses. Wir haben bei *Sotheby's* ein Vermögen dafür bezahlt. Und all die kostbaren Kristallgläser aus dem Besitz der russischen Zarenfamilie! Das ist doch niemals zu ersetzen.«

»Herr Kopius«, reagiert Jens Olufs genervt und nimmt seine Mütze ab, um sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn zu wischen. »Die Alarmanlage!«

»Ich weiß es nicht«, antwortet der Mann mit einer Mischung aus Wut und einer Niedergeschlagenheit, die für den sonst so selbstbewussten Reeder sicher nicht an der Tagesordnung ist – dieser Einbruch muss ihn ins Mark getroffen haben.

»Was wissen Sie nicht? Ob Sie eine Alarmanlage besitzen?«

»Doch, natürlich haben wir eine Alarmanlage!« Jetzt wird er ungehalten, Augenbrauen und Mundwinkel zucken hektisch. »Aber die Banditen haben sie ausgeschaltet.«

»Wie geht das denn? Wie, bitte schön, sollen die Einbrecher durch gesicherte Türen ins Haus eindringen und dann erst die Alarmanlage deaktivieren? Oder hat man von draußen aus Zugriff auf den Stromkreis?«

Malte Kopius blickt auf wie ein Schuljunge, den man beim Abschreiben erwischt hat, und schlagartig wird Jens Olufs die Situation klar.

»Keine zusätzliche Sicherung an den Türen?«, fragt er fassungslos.

Kopius schüttelt den Kopf.

»Aber die Kameras auf der Terrasse und an der Haustür?«

»Laufen alle über dieselbe Steuerung, und die befindet sich vorne im Windfang am Hauseingang. Die Einbrecher müssen sie ausgeschaltet haben, als sie im Haus waren.«

»Und vorher? Ich meine, die Kerle sind über die Terrasse eingestiegen, da müssen die Kameras doch etwas aufgezeichnet haben, bevor sie ins Haus gekommen sind und die Anlage ausschalten konnten.«

»Nur Reet.«

»Wie bitte?« Langsam wird der Reeder für den Hauptkommissar, der sonst die Ruhe in Person ist, zu einer echten Herausforderung. Der reinste Diamantenschleifer, dieser Mann.

»Ich weiß auch nicht. Es ist nur Reet auf den Aufzeichnun-

gen. Ich habe natürlich sofort nachgesehen. Irgendwie müssen die Kameras verstellt worden sein, als das Dach letzte Woche überprüft worden ist. Jedenfalls waren die Kameras viel zu hoch ausgerichtet.«

»Alle Kameras gleichzeitig?«

Der Reeder zieht resigniert die Schultern hoch und lässt sie in Zeitlupe wieder sinken.

»Unglaublich«, ist alles, was der Polizeihauptkommissar dazu sagen kann. »Falsch eingestellte Überwachungskameras und ungesicherte Terrassentüren.«

Auch die beiden anderen Polizisten blicken sich zweifelnd mit hochgezogenen Augenbrauen an. Entweder ist der Mann ein absoluter Idiot, total weltfremd, oder die Geschichte stimmt von vorne bis hinten nicht.

»Was ist mit den Bewegungsmeldern im Garten?«, startet Olufs einen neuen verzweifelten Versuch.

»Ausgeschaltet. In letzter Zeit gibt es einen Fehlalarm nach dem anderen, da haben wir sie vorübergehend abgestellt.«

»Was halten Sie denn von Reparaturen?«, wird Olufs jetzt sarkastisch.

»Wir wollten ja die Alarmanlage auf den neuesten Stand bringen – die Bewegungsmelder im Garten und auf der Terrasse, Erschütterungssensoren in den Glaselementen und im Fußboden – aber das Geld, wissen Sie?«, meldet sich nun Frau Kopius kleinlaut zu Wort.

»Was glauben Sie, wie viel ist das Beutegut aus diesem Einbruch wert?«, erkundigt sich Jens Olufs, der Mühe hat, seine Stimme unter Kontrolle zu behalten.

»Hundertfünfzig, vielleicht hundertsechzig oder mehr«, vermutet Malte Kopius.

»Tausend?«, vergewissert sich Jens Olufs.

»Millionen!«, antwortet Malte Kopius empört.

Nun ist es Polizeihauptkommissar Olufs, der das Gefühl hat, keine Luft mehr zu bekommen. Ächzend sinkt er neben

den beiden Geschädigten auf das Sofa und stiert vor sich hin.  
»Hundertsechzig Millionen!«

»Mindestens«, setzt Malte Kopius noch einen drauf. »Der Wert der Gemälde ist ja zum Teil unschätzbar.«

»Nur damit ich das alles richtig verstehe: Sie haben Wertgegenstände für mehr als hundertsechzig Millionen Euro im Haus und kein Geld für eine zeitgemäße Einbruchsicherung an den Türen?« Jens Olufs' Stimme lässt keinen Zweifel daran, wie unglaublich das für ihn ist.

Malte Kopius zieht erneut die Schultern hoch und lässt sie wieder sinken, als wolle er fragen: Was kann ich denn dafür?

Es dauert eine Weile, bis Olufs wieder eines klaren Gedankens fähig ist. »Ich brauche eine Liste von allen gestohlenen Gegenständen. So etwas haben Sie doch sicher für ihre Versicherung, oder?« Er hofft inständig, dass ihm jetzt nicht auch noch eröffnet wird, die Gemälde und Schmuckstücke seien wegen der hohen Versicherungsprämien nicht versichert gewesen und folglich habe man keine Listen geführt. Wenn du jetzt wieder die Schultern hochziehst, scheuer ich dir eine, denkt Olufs, Disziplinarverfahren hin oder her.

Aber Malte Kopius nickt, erwacht plötzlich zum Leben, weil er nun offensichtlich aktiv werden kann, und erkundigt sich: »Reicht es Ihnen, wenn Sie die Liste heute Mittag haben? Ich muss erst eine Kopie machen, alles genau durchsehen und die Dinge streichen, die nicht gestohlen worden sind.« Jetzt hat seine Stimme wieder etwas Geschäftsmäßiges, das ihr Sicherheit verleiht.

»Also gibt es noch mehr Wertgegenstände im Haus«, stellt Jens Olufs fest. »Dann machen Sie sich mal Gedanken darüber, wie Sie die in Zukunft sichern.«

»Sie meinen, die kommen wieder?«, fährt Frau Kopius erschrocken hoch.

Aber Jens Olufs schüttelt beruhigend den Kopf. »Das ist nicht anzunehmen. Die Sicherheitsmaßnahmen hier sind zwar

eine regelrechte Einladung, aber die Einbrecher werden nicht riskieren, noch einmal hier aufzutauchen. Schließlich sind Sie jetzt besonders sensibilisiert.«

Das hat Olufs im Seminar über die psychischen Folgen von Einbrüchen und Überfällen gelernt. In der Zeit nach einem Verbrechen sind die Opfer besonders aufmerksam, häufig sogar übervorsichtig bis hin zur Paranoia. Einerseits ist das gut, weil sie dann auf Hinweise achten, die ihnen vorher fatalerweise entgangen sind, andererseits legen sie aber auch häufig ein typisches Opferverhalten an den Tag, das Nachfolgetäter geradezu anzieht. Immer wieder kommt es vor, dass ein und dieselben Banken, Supermärkte und auch Privathäuser mehrfach hintereinander ausgeraubt werden. Letzteres jedoch verrät er dem Ehepaar Kopius lieber nicht.

»Wann sind Sie denn letzte Nacht ins Bett gegangen?«, fragt er stattdessen.

»Gegen ein Uhr, warum?«, zeigt sich Frau Kopius verständnislos.

»Wir müssen herausfinden, wann der Einbruch stattgefunden hat. Vielleicht lassen sich dann Zeugen finden, die irgendetwas beobachtet haben.«

»Zeugen? Was für Zeugen? Hier draußen wohnt doch sonst keiner.«

»Also um zwei herum war noch alles in Ordnung«, erklärt Malte Kopius und ergänzt auf die fragenden Blicke seiner Frau und Jens Olufs hin: »Ich war um kurz nach zwei noch einmal unten. Um zwei Uhr habe ich das Fahrzeug vom Sicherheitsdienst gehört, danach konnte ich nicht gleich wieder einschlafen, also bin ich in die Küche gegangen und habe ein Glas Milch getrunken. Da war hier unten alles ganz normal und völlig ruhig.«

»Was für ein Sicherheitsdienst?«

»*FrisiaSecur*. Wir haben die beauftragt, regelmäßig alle zwei Stunden hier vorbeizufahren und nach dem Rechten zu sehen.

Der Staat hat ja kein Geld, um uns angemessenen Schutz zu garantieren.«

Weil du und deinesgleichen kaum Steuern zahlen, denkt Jens Olufs, schweigt aber lieber und freut sich stattdessen darüber, dass der sicherlich teure Sicherheitsdienst den Einbruch auch nicht verhindert hat. »Waren Sie denn auch hier im Wohnzimmer oder nur in der Küche?«

»Nur in der Küche. Und in der Diele natürlich, das ist ja klar.«

»Also hätten die Einbrecher auch im Haus sein können, ohne dass Sie etwas davon mitbekommen haben«, stellt Olufs fest.

Malte Kopius und seine Frau schauen sich einen Moment verständnislos an, dann wechseln ihre Gesichtsausdrücke über eine kurze Erkenntnisphase zu panischer Verzweiflung.

»Mein Gott, Malte!«, bringt Frau Kopius nur heiser krächzend heraus, während es ihrem Mann offenbar die Sprache verschlagen hat und er japsend nach Luft ringt.

»Sie nehmen vielleicht jetzt doch besser ein Beruhigungsmittel«, schlägt Jens Olufs vor und erhebt sich vom Sofa. »Dann kümmern Sie sich bitte um die Liste und melden den Einbruch Ihrer Versicherung. Und fassen Sie hier nichts an, bevor die Spurensicherung durch ist. Die Kollegen werden im Laufe des Vormittags aus Husum eintreffen. Am besten halten Sie sich bis dahin nur in der Küche auf. Wir sehen uns schon einmal vorsorglich hier um.«

Er gibt seinen Kollegen Vedder und Groth ein Zeichen, ihm auf die Terrasse zu folgen. Mit einem Taschentuch zieht er vorsichtig die Tür hinter sich zu, so dass sie nun einigermaßen außer Hörweite der Hausbesitzer sind.

»Wenn wir uns jetzt da drin umsehen, dann passt um Gottes willen auf, dass ihr keine Spuren verwischt«, ordnet er leise an. »Fasst am besten gar nichts an, und wenn es nicht anders geht, dann nur mit Handschuhen. Ich habe keine Lust, mir

nachher von den Kollegen aus Husum einen Einlauf verpassen zu lassen.«

»Suchen wir etwas Bestimmtes, Chef?«, erkundigt sich Dennis Groth.

»Ich habe das Gefühl, dass hier etwas nicht stimmt. Das sieht doch alles so aus, als hätten die Täter sich nicht nur hervorragend ausgekannt, sondern auch noch Schlüssel für das Haus und die Kombinationen für die Alarmanlage und den Safe gehabt. Achtet mal auf Hinweise darauf, dass hier gar nicht eingebrochen wurde, sondern dass die Hausbesitzer das alles nur fingiert haben.«

»Du glaubst ...?«, beginnt Jörn Vedder.

»Ich glaube grundsätzlich gar nichts«, stellt Jens Olufs klar. »Aber ich halte alles für möglich. Die Sache mit den Türsicherungen und den Kameras stinkt doch zum Himmel. Was werden solche Dinger wohl kosten? Zehntausend, vielleicht zwanzig, wenn sie mit einer separaten Alarmsteuerung verbunden sind? Das ist doch Möwenschiss im Vergleich zu den Millionen, die bei denen an den Wänden gehangen haben. Also los, und passt auf, dass die beiden nichts verändern. Weicht ihnen nicht von der Seite. Wir bleiben vor Ort, bis die KTU den Tatort übernimmt.«

Jörn Vedder und Dennis Groth blicken sich unsicher an, marschieren aber dann wieder zurück ins Haus und nehmen die Stellen, an denen die Bilder gehangen haben, mit hinter dem Rücken verschränkten Armen unter die imaginäre Lupe, als gäbe es an den weißen Wänden etwas zu entdecken.

Jens Olufs geht derweil vor der Terrassentür auf die Knie und sieht sich das Schloss genauer an. Mit bloßen Augen ist hier nichts Außergewöhnliches zu erkennen. So sieht ein Schloss aus, wenn es immer mit einem passenden Schlüssel geöffnet wird – keine Kratzer, keine Macken. Wenn wenigstens eine Scheibe eingeschlagen worden wäre! An der Lage der Splitter könnte man leicht einen fingierten Einbruch nachweisen.



Laien stellen sich manchmal überaus dämlich an. Aber hier gibt es wirklich überhaupt nichts zu entdecken, was einem Polizeihauptkommissar ohne Röntgenaugen auf die Sprünge helfen kann.

Olufs gibt den Polizeibeamten auf dem Grundstück Anweisung, besonders die Zugänge im Auge zu behalten und niemanden auf das Grundstück oder davon herunter zu lassen. Dann schlendert er über den Rasen, vorbei an Pool und Gartenbar, zum Zaun hinüber, und lässt seinen Blick über die Landschaft schweifen. Die Lage des Hauses ist ein Traum. Weit und breit ist kein anderes zu sehen. Niemand schaut den Leuten hier über den Zaun, es gibt keinen Nachbarschaftsstreit, nicht einmal die Wege zu den Strandzugängen führen an dem Grundstück vorbei. So bleibt das Anwesen auch den neugierigen Augen der Urlauber verborgen, die täglich mit Strandmatten und Kühltaschen beladen dem Utersumer Sandstrand zustreben, der mit einem berauschenden Blick auf die Nachbarinseln Amrum und Sylt lockt. Derart abgeschieden lebt es sich ruhig, ohne soziale Kontrolle, aber auch ohne den Schutz der Siedlungen mit ihren tausend Augen, die in der Regel alles sehen. Olufs seufzt, als ihm klar wird, dass er in diesem Fall sicherlich überhaupt keine Hinweise aus der Bevölkerung zu erwarten hat. Utersum ist so schon der Arsch der Welt. Und dann erst nachts um zwei oder drei!

Er geht wieder ins Haus und untersucht die offenstehende Tresortür. Außer dem Tastenfeld hat der Safe keine weitere Sicherung. Und weder die Tastatur noch die Türkanten weisen Spuren auf. Das Innere des Tresors kann treffend mit dem Begriff *gährende Leere* beschrieben werden. Olufs ist gespannt darauf, was alles auf Kopius' Liste stehen wird. Der Inhalt von Tresoren ist für ihn schon immer besonders interessant gewesen, weil er etwas Geheimnisvolles, Intimes hat. Es ist nicht auszuschließen, dass die Liste in dieser Hinsicht unvollständig sein wird, denn Tresorinhalte sollen häufig dem Fiskus vor-

enthalten werden. Nach einem Diebstahl kann man die Geldbündel dann unmöglich als gestohlen melden, ohne Nachfragen vom Finanzamt zu riskieren.

Auch die Schlösser an den ausgeräumten Vitrinen lassen keine Spuren erkennen. Wenn die Täter keine Schlüssel gehabt haben, müssen sie ausgebuffte Profis sein, mit allen Wassern gewaschen sozusagen und mit neuesten Spezialwerkzeugen ausgerüstet. Jens Olufs zieht die Schultern hoch und atmete schnaufend durch die Nase ein. Verdammte Einbrecherbrut! Wenn das Leute von der Insel gewesen sind, würde er ihnen den Hintern aufreißen. Wenn nicht, und davon muss er angesichts ihrer Fachkenntnis ausgehen, kann er nur hoffen, dass seine Vorgesetzten auf dem Festland Verständnis für seine Situation haben. Schließlich ist er irgendwie auf Bewährung.

Als vor eineinhalb Jahren der frühere Dienststellenleiter, Polizeioberkommissar Torben Hinrichs, unfreiwillig seinen Posten geräumt hatte, war Jens Olufs auf Vermittlung der Kriminalhauptkommissarin Lena Gesthuisen vom LKA in Kiel die nicht gerade übliche Chance gegeben worden, die Aufstiegslaufbahn im Eiltempo zu beschreiten. Übergangsweise hatte ein Kollege aus Niebüll, der kurz vor der Pensionierung stand, die Leitung der Wyker Dienststelle übernommen. Dann, nach zahlreichen Lehrgängen, hatte Olufs sie übertragen bekommen. Dabei war ihm der Umstand zu Hilfe gekommen, dass Inselposten nicht gerade begehrt sind. Wer einmal auf so einem Sandhaufen im Watt festsitzt, kann sich in der Regel bis zur Pensionierung dort einrichten. Auf dem Festland findet sich normalerweise niemand, der nach einem Versetzungsgesuch die Stelle einnimmt oder sich darauf bewirbt. Deshalb ist man in Husum, Niebüll und Flensburg ganz froh gewesen, als Olufs sich für die Dienststellenleitung beworben hat, und hat ihm mangels Alternativen und angesichts der Protektion durch das LKA die Sicherheit der nordfriesischen Insel anvertraut.

Nun muss er allerdings auch liefern, sonst ist er auf dem Posten kaum zu halten, das ist ihm klar. Und ebenfalls klar ist, dass er das ohne die Hilfe der Kripo aus Husum nicht hinbekommen wird. Ihm rieselt es kalt über den Rücken, als er sich vorstellt, wie die Kripo-Leute hier in seinem Revier, auf seiner Insel ermittelt werden. Einen Vorgeschmack davon hat er ja im letzten Jahr bekommen, auch wenn damals eher sein Chef Torben Hinrichs das Ziel der arroganten Attacken der Kriminalhauptkommissare Bennings und Dernau aus Flensburg gewesen ist.

»Eines dürfen Sie niemals vergessen«, hört Jens Olufs in Gedanken seinen Dozenten an der Führungsakademie sagen, und er sieht dabei den erhobenen Zeigefinger vor sich, »die Schutzpolizei ist eine eigenständige Gliederung. Niemand – ich betone: nie-mand! – ist Ihnen gegenüber weisungsbefugt. Vergessen Sie die Szenen aus schlechten Fernseh-Krimis, in denen Kripo-Leute den Uniformierten Befehle erteilen. Sie sind keine Kaffeeholer und auch keine Zeugenzuführer. Das fällt nicht in ihre Aufgabenbereiche, das sollen die Herrschaften von der Kripo gefälligst alles selbst erledigen!«

Der hat gut reden. In der Realität sieht das oft ganz anders aus. Da muss man als Dienststellenleiter der Schutzpolizei auf so einer Insel schon ganz schön abgebrüht sein, um sich den Kollegen in Zivil zu widersetzen, wenn die einen bitten, doch mal eben einen Zeugen zum Verhör vorzuführen oder einen Festgenommenen in seine Zelle zu bringen. Außerdem ist er auf den Erfolg gerade bei diesen Ermittlungen ja selber in hohem Maße angewiesen. Kompetenzstreitigkeiten kann er nun wirklich nicht gebrauchen. Er weiß doch, wie so etwas läuft: Am Ende ist er der Blöde!

»Chef«, meldet sich Jörn Vedder. »Nichts, Chef. Alles wie geleckert. Ich kann mir kaum vorstellen, dass die KTU hier etwas findet.«

»Unterschätz die Kollegen mal nicht«, widerspricht Jens Olufs. »Was denen an Menschenverstand und Erfahrung fehlt,

ersetzen sie durch Technik. Und genau die fehlt uns intelligenten Insel-Sheriffs.«

Er lässt die grinsenden Polizisten vor den Vitrinen stehen und schlendert durch die Terrassentür hinaus und zu seinem Dienstfahrzeug. Eine ruhige Stunde in der Zentralstation wird ihm jetzt guttun, bevor die Husumer über die Insel herfallen und ihm die nächsten Tage zur Hölle machen. Einen Moment lang überlegt er, ob er nach Hause fahren und erst einmal in Ruhe frühstücken sollte, aber den Gedanken verwirft er gleich wieder. Wenn seine vorgesetzte Dienststelle ihn zu erreichen versucht und ihn zu Hause erwischt statt am Tatort, kann das nur unnötigen Ärger geben. Er sehnt sich den Tag herbei, an dem die Einbrüche aufgeklärt sind und endlich wieder der Dauerschlaf des Inselfriedens über ihn und seine Dienststelle hereinbrechen wird. Wie idyllisch sind doch die Verkehrssicherungseinsätze bei Feuerwehr- und Landfrauenfesten! Nie wieder würde er sich unterfordert fühlen, unzufrieden sein und sich wünschen, richtige Verbrechen aufzuklären – nie wieder!

### 3

Henning Leander wird von einem heftigen Niesen geschüttelt, das nicht wie üblich nach dem dritten Mal beendet ist, sondern sich gnadenlos immer weiter fortsetzt. Er taucht

atemlos aus der Staubwolke auf, die ihn umfängt, seit er seinen Kopf in diese alte Seemannskiste gesteckt hat. Röchelnd arbeitet er sich zwischen Kartons und abgedeckten Möbelstücken durch die sich unaufhaltsam ausbreitende Partikelwand zu dem Lichtstreifen vor, der die Lage der Dachgaube markiert. Auf gut Glück tastet er nach dem schmalen Griff, stößt das kleine Fenster weit auf und schiebt seinen Kopf hinaus an die frische Luft, die ihm nach der Hitze unter dem First belebend vorkommt. Mühsam ringt er nach Atem und hustet sich in ein paar heftigen Stößen frei. Leander ist nahe daran, es als einen Fehler zu bezeichnen, ausgerechnet im Sommer den entscheidenden Anlauf zu nehmen, das Leben, respektive den Dachboden, seines vor zweieinhalb Jahren verstorbenen Großvaters auszumisten. Aber die Alternative, es im Winter zu tun, hat er angesichts der Frostkälte unter dem Dach zu eben jener Jahreszeit verworfen. Der Frühling ist zu schön gewesen und hat zu stundenlangen Strandspaziergängen eingeladen, und Leander ahnt, dass der Herbst mit ähnlichen Verlockungen aufwarten wird. Außerdem steht dann die Arbeit im Garten wieder an. Bleibt also nur der Sommer für diese Mammutaufgabe. Und wie sonst soll er jemals etwas über seine Vorfahren herausfinden, wenn nicht auf diese mühsame Art und Weise?

Nun, da er wieder Luft bekommt, wagt Leander einen Blick auf den Gegenstand in seiner linken Hand, den er in der Kiste mehr ertastet als erspät und dann nicht mehr losgelassen hat. Es handelt sich um ein etwa fünfzehn Zentimeter dickes, rundes Messinggehäuse – ein Kompass aus der Zeit der Segelschiffahrt. Das nautische Gerät ist in einem bemerkenswert guten Zustand. In früheren Zeiten hat jeder Steuermann und jeder Kapitän einen eigenen Kompass und einen eigenen Sextanten besessen, mit deren Hilfe man die Position des Schiffes und die Fahrtrichtung bestimmen konnte. Vielleicht gibt es Letzteren ja auch noch in der Kiste zu entdecken.

Leanders Großvater, der alte Heinrich, den alle immer nur Hinnerk genannt haben, ist Krabbenfischer gewesen und Eigentümer eines Kutters, der *Haffmöwe*. Leider ist das kleine Schiff vor zweieinhalb Jahren im Sturm gesunken, aber Hinnerk hat offenbar nicht nur die für alle Zeit verlorenen Instrumente besessen, die sich im Führerhaus des Kutters befunden haben. Die alte Seemannskiste hat das Zeug dazu, sich zu einer wahren Fundgrube zu entwickeln. Zuoberst hat eine alte Uniform gelegen, die den Großteil des Staubes getragen hat, der sich nun in Leanders Bronchien und Lungenflügeln befindet. Darunter hat der ehemalige Kriminalhauptkommissar und jetzige Ahnenforscher in eigener Sache den Kompass ertastet und zur Dachluke gerettet.

Leander pumpt seine Lungen voll Frischluft, schließt das Gaubenfenster und taucht zurück in das Halbdunkel des Dachbodens, in dem sich der tanzende Staub langsam auf die Dielen senkt.

Er legt den Kompass vorsichtig ab und sucht in der Truhe nach weiteren Schätzen. Alle Gegenstände, die er ertastet, darunter zwei Holzkisten vom Format mittelalterlicher Schmuckkassetten und besagte Uniform, die alles abgedeckt hat, legt er ebenfalls rund um die Luke ab. Als er abermals vor Staub und Husten keine Luft mehr bekommt, beschließt er, es für heute gut sein zu lassen, und macht sich auf den Rückzug. Vorsichtig trägt er die Fundstücke die Leiter hinab und klappt die Dachluke zu, so dass der Staub fürs Erste wieder eingepfercht ist. Dann bringt er die Gegenstände Stück für Stück hinunter in den Garten und legt sie auf dem Tisch aus wetterfestem Tropenholz ab.

Der Messingkompass bleibt nicht das einzige nautische Instrument, das Leander vom Dreck der Jahrzehnte befreit. Er hat eine Sanduhr mit Holzgestänge und dickem Glasgehäuse entdeckt, mit der auf den alten Segelschiffen die Zeit in Glasen gemessen worden ist. Außerdem gibt es einen Lederkasten mit kunstvoll graviertem Zirkel und Lineal. Damit hat ein Steuermann oder Kapitän die gemessene Position auf seinen Kartenblättern festgehalten und anschließend in der Verlän-

gerung der gefahrenen Strecke seit der letzten Eintragung den weiteren Kurs festgelegt. In einer der Holzkisten findet sich tatsächlich ein Sextant, der in demselben guten Zustand ist wie der Kompass. Die Sammlung auf dem Gartentisch hat etwas Beeindruckendes: Da stehen und liegen Jahrhunderte Seefahrgeschichte vor dem ehemaligen Kriminalhauptkommissar. Diese Instrumente haben neben dem materiellen einen großen familiären und damit ideellen Wert für Henning Leander.

Er greift nach dem Sextanten und blickt so durch das kleine Rohr, wie er es in einigen Filmen gesehen hat. James Cook hat mit solch einem Instrument die Inseln der Südsee gefunden und vermessen und nach dem mysteriösen großen Südländ gesucht, das nach Ansicht des Schreibtisch-Geographen Delrymple als Gegengewicht zum Nordpol die Weltkugel im Süden auspendeln musste. Aber Leander sieht so gut wie nichts, denn er hat keine Ahnung, wie er die Skala an der Seite verwenden und worauf er das Gerät eigentlich ausrichten muss. Vielleicht sollte er seinen Freund Tom Brodersen nach einem Fachmann fragen, der ihm den Umgang mit alten nautischen Geräten erklären kann. Leander legt den Sextanten wieder vorsichtig in seinen Holzkasten zurück.

Dann greift er nach der zweiten Kiste, in deren kleinem Schloss an der Seite ein altertümlicher Schlüssel steckt. Knirschend bewegt er sich unter seinen Fingern und lässt sich schließlich einmal ganz herum drehen. Leander stellt die Kiste auf seinen Knien ab und klappt den Deckel auf. Er weiß zwar selber nicht, was er erwartet hat, aber als er nur einen Stapel Fotos vorfindet, ist er etwas enttäuscht. Vorsichtig nimmt er einen Teil davon heraus und blättert ihn langsam durch. Es sind sepia-verfärbte Schwarz-Weiß-Aufnahmen, teilweise quadratisch mit gezähntem, vergilbtem Rand, die in der Regel Männer in Seemanns Kleidung zeigen. Einige sind augenscheinlich an südlichen Gestaden aufgenommen worden, auf manchen stehen neben den Seeleuten Schwarze mit nackten Oberkörpern.

pern. Auf drei Fotos ist ein großer Dampfer zu erkennen, auf einem steht er sogar unter Dampf, der in dicken Rauchfahnen aus dem schwarzen Schornstein quillt. Den Namen des Schiffes kann Leander nicht entziffern. Es gibt Fotos mit Chinesen und welche, die offenbar im afrikanischen Urwald aufgenommen worden sind, denn sie zeigen eine Kolonne weißer Seeleute und schwarzer Träger. Auch die Hafenfotos in dem Stapel haben eher exotischen Charme und sehen nicht aus, als wären sie in Europa oder gar in Deutschland aufgenommen worden.

Auf den meisten Bildern ist inmitten der Seeleute und fremdländischen Menschen immer wieder derselbe junge Matrose zu erkennen, der mal ernst in die Kameralinse schaut, mal fröhlich lacht. Woher kommt ihm dieser Seemann so bekannt vor? Vielleicht helfen die Fotos im Wohnzimmer weiter. Leander springt auf, läuft ins Haus und holt die Bilder, auf denen sein Großvater mit seinen Freunden abgebildet ist. Diese Fotografien sind in den jungen Jahren der Männer aufgenommen worden und zeigen sie in der Uniform der deutschen Kriegsmarine zur Zeit des Dritten Reiches. Leander hat sie vor zweieinhalb Jahren im Kellerraum unter dem Wohnzimmer gefunden, als er dem rätselhaften Tod seines Großvaters nachgespürt hat. Jetzt vergleicht er die Gesichter darauf mit dem des jungen Mannes auf den Fotos aus der Kiste. Ist das einer von ihnen? Kann der Matrose Hinnerk sein? Ist der Fischer zur See gefahren, bevor er sich auf Föhr Haus und Kutter gekauft hat? Nein, dazu ist Hinnerk eindeutig zu jung gewesen. Wahrscheinlich hat er noch nicht einmal gelebt, als die Fotos in Afrika und vermutlich China aufgenommen worden sind. Und dennoch hat der Seemann Ähnlichkeit mit dem jungen Soldaten Heinrich Leander. Vielleicht ist das Hinnerks Vater, Henning Leanders Urgroßvater? Leander weiß absolut nichts über seine Familiengeschichte.

Auch da muss er seinen Freund Tom Brodersen um Rat fragen. Der Geschichtslehrer befasst sich in seiner Freizeit mit Heimatforschung und ist das Wühlen in Archiven und stau-



bigen Abgründen gewohnt. Also greift Leander zum Telefon, das auf dem Gartentisch liegt, weil er auf einen Anruf von seiner Freundin Lena wartet, und wählt Toms Nummer. Der Lehrer ist auch sofort am Apparat. Bestimmt hat er wieder an seinem Schreibtisch gesessen und an seinem neuen großen Projekt, einer Darstellung der Geschichte Nordfrieslands, gefeilt, für das er seit Monaten so gar keinen Einstieg finden kann. In wenigen Sätzen erklärt Leander ihm, was er gefunden hat.

»So, nautische Instrumente«, meint Tom Brodersen, und Leander kann geradezu körperlich fühlen, wie angespannt sein Freund nachdenkt. »Und Fotos, sagst du. Natürlich kann ich sie mir ansehen, aber ich habe da einen viel besseren Vorschlag. Wenn ich es mir recht überlege, ist das sogar ein Wink des Schicksals, dass du gerade heute diese Fotos gefunden hast.«

Leander ahnt Furchtbares. Seit Wochen versucht Tom Brodersen, ihn zu überreden, sich an seinem großen Projekt zu beteiligen. Genau gesagt bedeutet das, Leander soll mit Tom über die Friedhöfe der Insel ziehen und Grabsteinforschung betreiben. Aber seit er sich aus dem eigenen gesundheitlichen Tief von vor drei Jahren mühsam wieder herausgearbeitet hat, zieht es ihn weniger an die Ruhestätten der Toten als an Orte des Lebens. Im Biergarten eines seiner besten Freunde, des ehemaligen Priesters und jetzigen Kneipiers Mephisto, zum Beispiel, fühlt er sich deutlich wohler.

»Heute Nachmittag findet bei mir um die Ecke auf dem Friedhof von St. Nikolai eine Führung mit Karola de la Court-Petersen statt«, fährt Tom Brodersen fort. »Die Frau ist eine Geschichtskennerin ersten Ranges und hat mit Dokumenten und Fotos Erfahrung wie niemand sonst hier auf der Insel. Sie ist nämlich die Kuratorin des *Friesenmuseums* und veranstaltet jedes Jahr neue thematische Friedhofsführungen. Ich will da hin. Komm doch mit.«

»Oh nein! So nicht, mein Lieber. Du willst mich nur wieder auf diesen Friedhof locken, damit ich dir bei deinen End-

losforschungen helfe – von denen ich, wie du weißt, ohnehin nicht viel halte.«

»Quatsch! Um mich geht es doch jetzt gar nicht. *Du* hast doch Fotos gefunden und willst etwas darüber erfahren. Und wer weiß, vielleicht fällt ja für meine *Große Geschichte Nordfrieslands* auch etwas dabei ab. Lebensgeschichten sind die Basis für lebendige Geschichte! Also los, raff dich auf. Ich verspreche dir auch, dich mit meinem Kram in Ruhe zu lassen.«

Leander überlegt einen Moment, ob er dem Braten trauen kann. Tom ist geschickt, wenn es darum geht, alle in seinem Umfeld für sich einzuspannen. Ehe man es sich versieht, hockt man in Museen, Kirchen, Archiven und auf Friedhöfen und macht die Kleinarbeit für ihn. Andererseits hat er recht: Was hat Leander zu verlieren? Wenn diese Karola de la Dingsbums ihm nicht weiterhelfen kann, ist er eben einfach wieder weg.

»Also gut«, gibt er nach. »Wann und wo?«

»Fünfzehn Uhr auf dem Friedhof von St. Nikolai. Aber du kannst ruhig eher bei mir vorbeikommen, ich ...«

»Danke für das Angebot«, lehnt Leander lachend ab. »Ich werde pünktlich am Friedhof sein.«

»Und denk an die Fotos«, hört er Tom Brodersen noch rufen, bevor er das Gespräch wegdrücken kann.

Er lehnt sich zurück und schaut auf seine Armbanduhr: 13 Uhr 37. Er hat also noch eine gute Stunde Zeit, um sich unter der Dusche von der Schweiß- und Staubschicht zu befreien und etwas zu essen. Seufzend erhebt er sich aus dem bequemen Gartenstuhl und rafft seine Schätze zusammen, um sie ins Wohnzimmer zu tragen.

Karola de la Court-Petersen ist der lebende Beweis für die unwiderstehliche Anziehungskraft, die Uniformträger auf junge Mädchen ausüben können: Ihre Urgroßmutter väterlicherseits ist die Tochter eines Mannes, dessen Vater ein französischer Soldat gewesen ist. Edmond de la Court war im

Korps des französischen Kaisers Napoleon Bonaparte 1807, als Nordfriesland noch zu Dänemark gehörte, im dänisch-englischen Krieg als Verbündeter der Engländer nach Föhr gekommen. Karolas Ururgroßmutter hatte sich eines Nachts im magischen Schein des Vollmonds dem Kürassier im Heu einer Scheune am Rande Boldixums hingegeben.

Derart geschichtsträchtig vorbelastet, hat sich Karola schon früh für Heimatforschung interessiert und im Laufe der Jahre ihr Leben immer mehr den Toten verschrieben. Allerdings tut sie das mit dem erklärten Ziel, sie bei ihren Friedhofsführungen und in ihren Büchern wieder auferstehen zu lassen und die Inselgeschichte so im dialektischen Sinne mit Leben zu erfüllen.

Als Henning Leander die Stätte der Toten erreicht und sein Fahrrad abstellt, haben sich schon an die fünfzig Personen auf dem Friedhof von St. Nikolai in Boldixum versammelt und bilden einen Halbkreis um die Heimatforscherin, die mit ihren 1,80 Metern aus der sie umgebenden Gruppe deutlich hervorsticht. Sie hat ihre graublonden Haare streng nach hinten gekämmt und in einen Dutt geknotet, den ein schwarzes Samtband ziert. Die Ärmel ihres roten Hoodys hat sie hochgekrempt, den Halsausschnitt verschließt ein weißes Polo-Hemd mit aufgestelltem Kragen. Auf dem Rücken trägt sie einen kleinen bunten Rucksack, in der Hand hält sie einen Satz Karteikarten, von denen sie gerade durch ihre goldgerandete Sonnenbrille die Lebensdaten ihrer französischen und halbfranzösischen Vorfahren vorliest und mit lebendigen Erzählungen frei ergänzt. Aus der Gruppe des Auditoriums winkt Tom Brodersen ungeduldig zu Leander herüber.

»Wie Sie sehen, war meine Ururgroßmutter eine ziemlich verwegene Frau für die Zeit, in der sie lebte«, erzählt Karola de la Court-Petersen nicht ohne Stolz in der Stimme, während Leander umständlich sein Fahrrad abschließt. »Vier Kinder von mindestens vier unterschiedlichen Männern; man kann sie wohl als sehr umtriebig bezeichnen.«

In der Zuhörerschaft, die zu mindestens achtzig Prozent aus älteren Damen besteht, hebt ein verhaltenes Gelächter an, das in dem Maße anschwillt, in dem die Friedhofsführerin durch ihr eigenes Lachen andeutet, dass ihr diese Familiengeschichte überhaupt nicht peinlich ist. Leander tritt zu Tom Brodersen und blickt ihn fragend an, bekommt aber nur ein Nicken zur Antwort.

»Im Falle meines Ururgroßvaters kam ihr sicherlich die farbenprächtige Uniform zupass, denn die französischen Soldaten jener Tage waren ja nicht in so langweiliges Camouflage gekleidet wie unsere heutigen Streitkräfte, für die beige-braun schon bunt ist. Und wenn Sie sich nun weiter vorstellen, welche Erfahrungen die weibliche Föhringer Dorfjugend mit südländischen Männern hatte – nämlich gar keine –, dann werden Sie die Anziehungskraft nachvollziehen können, die junge, schneidige Franzosen auf die vom Wattenmeer abgeschlossen aufgewachsenen Mädchen ausgeübt haben. Unsere Deerns kannten doch sonst nur gammelig gekleidete und nach Fisch oder Schweinestall stinkende ungehobelte Kerle. Und die hatten im Gegensatz zu den Franzosen ja auch gar keine Zeit für die Mädchen, denn sie mussten den ganzen Tag arbeiten, und die Soldaten haben hier ein lauschiges Garnisonsleben geführt. So kam es, wie es kommen musste: Manch friesischer Backfisch hat sich einen kleinen Franzosen anhängen lassen. Bei meiner Ururgroßmutter ist das samstagsabends nach dem Besuch eines Dorffestes in einer Scheune passiert. Edmond de la Court war jung, hübsch, französisch charmant und in Liebesdingen überaus geschult, denn er war dank des großen Kaisers schon weit herumgekommen. Nun ja, meine Ururgroßmutter wird ihren Spaß gehabt haben.«

Wieder lacht das Auditorium zusammen mit der Erzählerin, die aber keine lange Pause zulässt.

»Ein paar französische Soldaten liegen da vorne am Nebenausgang begraben. In relativer Nachbarschaft dazu finden Sie

die Gräber meiner Familie. Leider sind sie nie von der Insel weggekommen, schon gar nicht nach Frankreich. Was geblieben ist, ist der schöne französische Name, den auch wir Frauen trotz Heirat bis in die heutige Zeit hinübergerettet haben. Allerdings haben die Soldaten seinerzeit bei den Männern der Insel für so viel Unmut gesorgt, dass sich die meisten Führer bis heute weigern, den Namen auch französisch auszusprechen. Statt Frau de la Court bin ich hier für alle nur ›die Kurt, die Böchers schreibt und alte Fotos sammelt‹.«

Nun ist das Lachen schon deutlich lauter, denn man kann sich gemeinsam über die heutigen sturen Inselköpfe lustig machen.

»Sie sehen, meine Damen und Herren, Geschichte wird aus Geschichten geschrieben. Und weil ich Ihnen diese möglichst facettenreich nahebringen möchte, werden wir uns jetzt auf den Weg zu den ersten Grabsteinen dieser Friedhofsführung machen. Sie werden sehen, dass es sich dabei geradezu um sprechende Steine handelt, die uns ganze Lebensgeschichten zu erzählen haben.«

»Meine Rede!«, raunt Tom Brodersen Henning Leander aus seinem Vollbart begeistert zu und nickt so heftig, dass sein blonder Pferdeschwanz zu aufgeregten Sprüngen ansetzt. »Geschichte wird aus Geschichten gemacht. Heute wirst du vielleicht endlich verstehen, was ich dir schon seit Wochen klarzumachen versuche.«

Leander ist sich da gar nicht so sicher. Für Geschichte interessiert er sich durchaus, nur kann der ehemalige Kriminalhauptkommissar keinen Sinn darin erkennen, unzweifelhaft geklärte Zusammenhänge noch einmal neu zu untersuchen und den zahlreichen Abhandlungen, die es darüber schon gibt, eine weitere hinzuzufügen. Viel lieber befasste er sich mit der Zeit des Dritten Reiches, denn da gibt es auf der Insel noch manche Lücke zu schließen. Außerdem geht ihn und seine Familie das auch persönlich etwas an. Seit den Ermittlungen im Fall sei-

nes Großvaters vor ein paar Jahren lässt ihn das Thema nicht mehr los. Bis Tom bei seinem Tempo allerdings im zwanzigsten Jahrhundert angekommen sein wird, wird Leander selber alt und grau sein. Zudem sind da ja auch noch die Fotos aus der Kiste! Was kümmert ihn die französische Vergangenheit einer Friedhofsführerin, solange er selbst noch weiße Flecken auf seiner Familienlandkarte zu füllen hat?

»Los, es geht weiter«, raunt Tom Brodersen ihm zu und ist auch schon auf dem Weg hinter der Besuchergruppe her.

Seufzend folgt Leander seinem Freund. Allerdings sind die Erzählungen der Friedhofsführerin derart lebendig und spannend, dass auch er bald aufmerksam an zahlreichen Gräbern den Lebensgeschichten derer lauscht, deren Überreste darin längst vermodert sind. So erfährt er, dass Anton Bahnsen, dessen Grabstein die Gravur eines Autos ziert, den ersten Lastwagen auf die Insel gebracht hat. Und Jens Jensen hat mit seinem Kutter Seemoos gefischt, was ihm den Beinamen *Jens Moos* eingebracht hat, und ist damit sehr reich geworden.

Die Friedhofsführung dauert über zwei Stunden, und am Ende folgen die meisten Besucher der Heimatforscherin zu ihrem Auto auf den kleinen Parkplatz, denn nun geht es aus dem Kofferraum heraus ans Verkaufen ihrer Bücher. Leander bemerkt, dass Tom Brodersen immer noch schweigt, was sonst überhaupt nicht seine Art ist. Mit entrücktem Blick steht der Lehrer da und knetet seine Unterlippe zwischen Daumen und Zeigefinger.

»Tom? Geht es dir nicht gut?«, erkundigt sich Leander besorgt, bekommt aber keine Antwort »Tom? Hier spricht Houston, Erde an Tom, verdammt noch mal, was ist denn los bei dir da oben?«

»Wie? Ach, entschuldige, aber ich glaube, ich habe da eben eine tief greifende Erkenntnis gehabt. Du hast ganz recht, die geschichtlichen Daten sind tatsächlich schon alle aufgearbeitet, und die alten Grabsteine der Seefahrer und Walfänger sind

bis in ihre Details erforscht. Die Hoffnung, da noch etwas Geheimnisvolles auszugraben, dürfte wohl gleich Null sein. Wenn ich es recht bedenke, hat uns bisher ein roter Faden gefehlt, eine zündende Idee, das Neue an der Sache. Deshalb sind wir auch nicht vorangekommen.«

»Was heißt *uns*? Wen meinst du mit *wir*?«, wehrt Leander ab.

»Warte einen Moment«, ignoriert Tom Brodersen den Einwand. »Ich bin gleich wieder da.«

»Was hast du vor? Ich dachte, ich bin wegen meiner Fotos hier.«

»Jaja, klar. Aber lass mich erst einmal alleine vorfühlen. Wir sollten Frau de la Court-Petersen nicht überrumpeln. Wir Historiker sind sehr empfindliche Wesen, musst du wissen.«

Ehe Leander reagieren kann, ist Tom Brodersen schon auf dem Kiesweg unterwegs zum Parkplatz, wo er sich in die Schlange vor Karola de la Court-Petersens Kofferraum einreihet.

Nachtigall, ick hör dir trapsen, denkt Leander. Wenn Tom da mal nicht wieder etwas einsteilt, das nicht in Leanders Sinne ist.

Schließlich kehrt Brodersen strahlend zurück und lässt sich neben ihm auf die Bank fallen. »Lieber Freund«, verkündet er, »jetzt bin ich dir fast dankbar dafür, dass du unsere Arbeit mit den Grabsteinen derart verschleppt hast.«

»Was habe ich?«

»Schon gut, schon gut. Ich werfe es dir ja gar nicht vor. Jedenfalls haben wir auf die Art kaum ins Leere gearbeitet. Du hast intuitiv gemerkt, dass mir bislang der richtige Ansatz gefehlt hat. Erstaunlich eigentlich für einen Laien wie dich. Aber nun habe ich die Aufgabe gefunden, nach der ich so lange gesucht habe. Die Geschichten von Anton Bahnsen und vor allem Jens Moos haben mich auf die Idee gebracht. Hast du vor dieser Friedhofsführung schon einmal von dem Beruf des Seemoosfischers gehört? Eben! Ich auch nicht. Und ich wette mit dir, dass das neunundneunzig Komma neun Prozent aller Menschen so geht. Aber wir werden das ändern! Wir werden

uns mit den alten Berufen derer, die unter diesen Steinen liegen, beschäftigen; mit dem historischen Handwerk hier auf der Insel, das so typisch für Nordfriesland ist. Du weißt schon: Reetdächer decken, Grabsteine für Walfangkapitäne anfertigen, Enten in Vogelkojen fangen, Deiche bauen, als Kapitän auf Handelsschiffen fahren und eben auch Seemoos fischen.«

»Oh, nein, das heißt doch schon wieder, Museen und Archive durchstöbern zu müssen!« Leander hebt abwehrend beide Hände. »Verdammt noch mal, du wirst doch nicht vergessen haben, dass ich dich hierher begleitet habe, weil ich Auskünfte über meine Familie haben wollte. Wir wollten der Dame Fotos zeigen. Gib zu, du hast diese de la Dingsda wegfahren lassen, ohne sie darauf anzusprechen.«

»Deine Fotos!«, stöhnt Tom Brodersen und schlägt sich mit der Hand vor die Stirn. Als er sieht, dass Leander erschüttert ist, bricht er in schallendes Gelächter aus und schlägt ihm auf die Schulter. »Keine Angst, ich habe Karola natürlich von deinen Entdeckungen erzählt. Sie ist höchst interessiert und möchte deine Funde sehen. Morgen Vormittag werden wir sie treffen – auf dem Friedhof von St. Johannis in Nieblum.«

»Wenigstens etwas«, zeigt sich Leander wenig begeistert, und dann begreift er. »Moment mal! Wieso auf dem Friedhof? Das kommt überhaupt nicht in Frage! Fotos können wir uns auch bei mir zu Hause ansehen.«

»Schon, aber wir haben ja jetzt einen klar umrissenen Forschungsgegenstand: deine Vorfahren. Damit steigen wir ein. Und Karola glaubt zu wissen, wo wir die finden.«

Leander blickt Tom Brodersen alarmiert an. Nicht nur, dass der offenbar auf Anhieb mit der Heimatforscherin per Du ist, irgendetwas brütet Tom aus. Seinen Winkelzügen ist nicht zu trauen. Wenn der jemanden für seine Sache einspannen will, schreckt er vor nichts zurück, und in Karola de la Dingsbums scheint er eine Gleichgesinnte gefunden zu haben. »Auf dem Friedhof in Nieblum?«



»Karola meint, da mal so einen verwitterten Sandstein gesehen zu haben, auf dem dein Name steht – beziehungsweise dein Familienname, na, du weißt schon. Die Wurzeln deiner Familie sollen allerdings eher auf einer der Halligen liegen, wenngleich ein paar Generationen in Oldsum und Umgebung gelebt hätten. Jedenfalls glaubt sie, schon einmal in einem anderen Zusammenhang den Namen Leander gehört zu haben. Morgen Vormittag wissen wir mehr. Wir radeln raus zum Friesendom und nehmen Kontakt zu deiner Geschichte auf.«

Tom Brodersen schlägt ihm erneut aufmunternd mit der Hand auf die Schulter, erhebt sich, bevor Leander, dem das langsam auf die Nerven geht, zurückschlagen kann, und strebt dem Ausgang zu. Seufzend folgt Leander ihm und schiebt sein Fahrrad neben dem Freund her. Der legt den Weg bis zum Kirchweg, in dem er mit seiner Familie wohnt, schweigend und in seine neuen Pläne vertieft zurück. Leander ist das recht. Für heute hat er genug von Toms Spinnereien. Er freut sich darauf, endlich aus der Hitze herauszukommen und seinen Ruheplatz unter dem schattigen Apfelbaum im Garten zu beziehen.

## 4

Lena Gesthuisen ordnet in ihrem Büro zum letzten Mal die Unterlagen für die bevorstehende Dienstbesprechung. Seit Henning Leander das Dezernat 21 zur Bekämpfung der Organisierten Kriminalität zunächst befristet, dann aber für immer verlassen hat, leitet Lena es kommissarisch. Dass sie noch nicht endgültig als Leiterin eingesetzt ist, hat sie dem Umstand zu verdanken, dass ihr Kollege Gerd Trienekens ebenfalls darauf scharf ist und Kriminaldirektor Ahrenstorff glaubt, gerade aus dieser Konkurrenz den größtmöglichen Gewinn für das LKA ziehen zu können. Ganz falsch liegt er damit nicht, wie Lena eingestehen muss, denn beide Kriminalhauptkommissare legen sich mächtig ins Zeug, um gegeneinander zu punkten. Die Leitung des Dezernats OK wird damit nicht leichter, aber das ist Lenas Problem. Sie ist eifrig darauf bedacht, dass keinerlei Behinderung oder Einschränkung der Ermittlungsarbeit oben ankommt, weil das dann eindeutig gegen ihre Führungskompetenz ausgelegt würde.

Nun hat sich eine neue Chance für beide aufgetan: Schon Leander hatte in Absprache mit dem Dezernat 12, in dessen Zuständigkeit die internationale Zusammenarbeit fällt, die internationale Koordination der Ermittlungen im Bereich OK an das LKA Schleswig-Holstein und damit an sich gezogen. So ist es für Kriminaldirektor Ahrenstorff nur konsequent gewesen, die vom Bundesinnenminister gewünschte Sonderkommission zur Ermittlung der Museumseinbrüche und Kunstdiebstähle ebenfalls nach Kiel zu holen. Dabei kam ihm entgegen, dass sich im letzten halben Jahr in Norddeutschland und im Grenzgebiet zu Dänemark die Einbrüche gehäuft haben und dadurch auch auf der Landesregierung Schleswig-Holsteins ein immenser Druck lastet.

Diese Sonderkommission soll ebenfalls Lena leiten. Als Leiterin OK hat sie das Erstzugriffsrecht gehabt, denn alle beteiligten Dienststellen gehen von internationaler Bandenkriminalität aus. Hätte sie abgelehnt, wäre Trienekens zum Zuge gekommen und hätte damit möglicherweise den entscheidenden Vorsprung in Ahrenstorffs Gunst errungen. Lena hat also sofort zugesagt, wohl wissend, dass Gerd Trienekens auf ausdrückliche Anordnung des Kriminaldirektors ebenfalls Mitglied der Soko sein und nicht zögern würde, ihr den Teppich unter den Füßen wegzuziehen, wenn sich ihm die Gelegenheit dazu böte. Außerdem ist sie insgeheim ganz froh, diesen Schwerpunkt zugewiesen bekommen zu haben, denn in den Zuständigkeitsbereich des Dezernates OK gehört auch die Bekämpfung der Rauschgiftkriminalität, und die tritt sie gerne an Gerd Trienekens ab, weil in dem Metier inzwischen mit verdammt harten Bandagen gekämpft wird.

Lena atmet tief durch, rafft die Papiere zusammen, sieht auf die Uhr und ärgert sich über das Kribbeln in der Magengegend, das sich immer einstellt, wenn eine neue Aufgabe auf sie zukommt. Nach dem üblichen Sicherheitsblick über den Schreibtisch, ob sie auch nichts vergessen hat, zieht sie die Bürotür hinter sich ins Schloss und geht nach rechts in Richtung Besprechungszimmer.

In dem großen, hellen Raum stehen Kollegen paarweise zusammen, sprechen leise miteinander und machen auch keine Anstalten, sich ihr zuzuwenden. Lena geht wortlos zwischen ihnen hindurch. Jetzt hängt ihre zukünftige Position entscheidend davon ab, wie souverän sie in der ersten Sitzung auftritt. Sie nimmt am Kopfende des Konferenztisches Platz, die große Fensterfront im Rücken, und sortiert noch einmal demonstrativ ihre Unterlagen. Dabei lässt sie die Kollegen, die allesamt männlich sind, unbemerkt nicht aus den Augen. Ihr ist klar, dass sie angesichts der Zusammensetzung dieser Soko ihre besondere Kompetenz unter Beweis zu stellen hat, denn Män-

ner neigen dazu, Dezernatsleiterinnen zu unterstellen, dass ihre Bevorzugung einzig und allein ihrer Weiblichkeit zu verdanken ist. Ganz Unrecht haben sie angesichts der um sich greifenden Frauenquoten in Behörden damit nicht, wie Lena eingestehen muss. Aber das sagt nichts darüber aus, ob sie sich nicht auch ohne Frauenquote gegen die männlichen Mitbewerber durchgesetzt hätte.

Sie öffnet eine kleine Flasche Wasser, gießt sich gelassen ihr Glas dreiviertelvoll und nimmt einen Schluck. Dann faltet sie die Hände über ihren Unterlagen und blickt sich auffordernd um. Langsam lösen sich die Grüppchen auf, und die Kollegen begeben sich zu ihren Plätzen, ohne ihre Gespräche dabei abubrechen. Lena lässt ihren Blick in die Runde schweifen und nimmt dadurch Kontakt zu jedem Einzelnen der Männer auf, bis alle Augen erwartungsvoll auf ihr ruhen. Die meisten Kollegen kennt sie, nur hier und da blickt sie in ein Gesicht, das sie noch nie bewusst wahrgenommen hat. Vor allem bei einem kleinen, drahtigen Mann mittleren Alters bleibt sie etwas länger hängen, und sie versucht, sich zu erinnern, mit wem er bei ihrem Eintreten im Gespräch gewesen ist, um so zumindest die Dezernatszugehörigkeit erraten zu können. Aber da stellt sich kein Bild ein. Auch jetzt blättert er scheinbar abwesend und isoliert durch einen Stapel Zettel, den er vor sich auf den Tisch gehäuft hat, und nimmt überhaupt keine Notiz von dem Geschehen um sich herum.

»Meine Herren, ich begrüße Sie alle zur konstituierenden Sitzung dieser Sonderkommission«, eröffnet Lena schließlich mit leicht rauer Stimme die Besprechung. »Kriminaldirektor Ahrenstorff hat Sie ja alle bereits in seiner Einladungs-Mail über den Zweck dieser Soko informiert und lässt sich für diese Sitzung entschuldigen. Er hat mich heute Morgen noch einmal wissen lassen, dass ihm an unserem Erfolg sehr gelegen ist. Es gehe hier um das – ich zitiere – internationale Renommee des Landeskriminalamtes, Zitat Ende.«

Überall am Besprechungstisch hebt ein verhaltenes Kichern an, denn alle hier kennen die theatralische Rhetorik des LKA-Chefs, wenn er sich auf der politischen Bühne wähnt.

»Ich muss Ihnen darüber hinaus nicht erklären, dass wir unter besonderer öffentlicher Kontrolle stehen, seit sich andere Landeskriminalämter vor ein paar Jahren bei der Beobachtung der rechtsextremen Szene so dilettantisch benommen haben, dass unter ihren Augen und denen des Verfassungsschutzes die sogenannten *Dönermorde* begangen werden konnten.«

Ein unwilliges Raunen und hier und da ein Nicken. Das ist in der Tat ausgesprochen peinlich gewesen mit den zehn Morden der Zwickauer Terrorzelle, aber so langsam muss es damit ja wohl mal gut sein. Nur weil die Landesämter für Verfassungsschutz Bockmist gebaut haben, allen voran das in Thüringen, muss man doch nicht immer wieder daran erinnert werden. Hier ist man schließlich in Schleswig-Holstein, nicht im wilden Osten!

»Vor Ihnen liegen einige Unterlagen, die Sie bitte bis zur nächsten Lagebesprechung genau studieren«, fährt Lena fort. »Obenauf finden Sie die Tagesordnung für heute. Keine Angst, Kollegen, das wird die Ausnahme bleiben, aber ich dachte, für unser erstes Zusammentreffen könne ein protokollarischer Rahmen nicht schaden.«

Einige der Kollegen blättern lässig durch die vor ihnen liegenden Zettel, andere schauen Lena erwartungsvoll an. Gerd Trienekens sitzt zurückgelehnt mit verschränkten Armen da und blickt ihr grinsend direkt in die Augen, ohne sich mit den Papieren zu befassen.

Arschloch!, denkt Lena. Jetzt bloß nicht aus dem Konzept bringen lassen. Das könnte dir so passen: ein Blackout gleich in der ersten Sitzung. Leicht fahrig blättert sie mit ihren Händen die vor ihr liegenden Papiere auf, unterlässt es aber sofort wieder, als sie es bemerkt.

»Die meisten von Ihnen kennen sich bereits«, fährt sie fort und zwingt ihre Hände zur Ruhe. »Sie werden sich schon über

den Umfang dieser Kommission gewundert haben und darüber, dass alle zentralen operativen Dezernate des LKA hier vertreten sind. Deshalb schlage ich vor, dass wir zu Beginn eine kurze Vorstellungsrunde machen, in der jeder seine konkrete Funktion in dieser Soko darstellt.«

»Lasst uns über den Vorschlag abstimmen«, fordert Gerd Trienekens, der als Nächster zu Lena sitzt und sie weiterhin herausfordernd ansieht, und erntet ein paar leise Lacher aus der Runde.

»Lieber Gerd«, entgegnet Lena mit eiskalter und ruhiger Stimme, »du solltest wissen, dass es nicht immer auf die Wortwahl ankommt, sondern auf die Position des Sprechers und die Handlung, die mit dem Gesagten verbunden ist.«

»Soll heißen?«

»Wenn ich als Leiterin dieser Sonderkommission eine Vorstellungsrunde *vorschlage*, darfst du das als *Anordnung* verstehen. Wir sind hier zumindest in diesem Stadium noch kein Debattierclub.«

»Hört, hört!« Trienekens richtet sich demonstrativ auf, erntet diesmal aber keine Lacher mehr.

Alle Augen sind auf Lena gerichtet, die mit einem leichten Grinsen um die Mundwinkel zur Kenntnis nimmt, dass die erste und hoffentlich entscheidende Runde an sie gegangen ist. »Also, mein Name ist Lena Gesthuisen. Ich leite kommissarisch das Dezernat OK und damit auch diese Soko, die, wie Sie alle wissen, mit dem Ziel ins Leben gerufen wird, die zunehmende Zahl von Kunstdiebstählen und Einbrüchen gerade im norddeutschen und nordeuropäischen Raum aufzuklären. Kriminaldirektor Ahrenstorff und ich haben gemeinsam überlegt, welche Dezernate des LKA und anderer Organe daran beteiligt sein sollten. Wir bewegen uns hier im internationalen Kontext. Während andere Länder seit Langem Spezialeinheiten gebildet haben, die sich mit diesem Feld beschäftigen, steht die Bundesrepublik noch ganz am Anfang. Wenn wir

unsere Arbeit gut machen, und davon gehe ich aus angesichts der hier versammelten Expertise, dann könnte das der Anfang einer ganz neuen Abteilung sein; möglicherweise sogar auf der Ebene von Europol. Kriminaldirektor Ahrenstorff hat jedenfalls so etwas angedeutet.«

Gerd Trienekens sieht sie an, als wollte er sagen: »Und du bewirbst dich hiermit auf deren Leitung!«, aber er schweigt. Offenbar ist er schlau genug, zu merken, dass er momentan über keine Mehrheiten verfügt. Er kann warten, bis Lena ihren ersten Fehler macht. Und die ist schlau genug, ihn nicht zu unterschätzen.

»Während der Ermittlungen möchte ich immer von Ihnen auf dem Laufenden gehalten werden, auch außerhalb der Lagebesprechungen, wenn sich etwas Wichtiges ereignet«, stellt Lena klar.

»KHK Gesthuisen bittet zum Rapport«, hört sie Trienekens seinem Nebenmann zuflüstern, der aber demonstrativ nicht darauf reagiert, sondern ungerührt seine Vorgesetzte anschaut.

»Gerd, wenn du weitermachen möchtest?« Lena lächelt ihn verbindlich an.

Trienekens räuspert sich kurz, richtet seinen Oberkörper auf und blickt offen in die Runde. »Gerd Trienekens. Ich leite stellvertretend für unsere geschätzte Kollegin das Dezernat OK, genauer gesagt bin ich für den Bereich der Rauschgiftkriminalität zuständig. Ihr werdet euch wundern, dass unser Dezernat hier doppelt vertreten ist. Das liegt daran, dass gestohlene Kunstobjekte heute verstärkt zur Finanzierung von Drogengeschäften verwendet werden.«

Lena räuspert sich leise und nutzt seine kurze Atempause, um ihn einigermaßen unauffällig zu unterbrechen: »Danke, Gerd. Ich denke, das reicht fürs Erste als Orientierung. Genauer wirst du uns sicher in einer der nächsten Lagen referieren.«

Sie nickt dem Mann neben Trienekens zu, der auch sofort das Wort ergreift: »Sven Schröter. Ich arbeite im Dezernat

12 und werde den Kontakt zu Interpol und zu den italienischen Kollegen vom *Comando Carabinieri Tutela Patrimonio Culturale* in Rom halten. Die Spezialeinheit der italienischen Polizei gibt es seit 1970, und sie gilt als die erfolgreichste weltweit im Aufspüren gestohlener und gefälschter Kunstobjekte. Außerdem halte ich den Kontakt zum *Art Crime Team* des FBI und zur zentralen Kunstdatenbank von Interpol in Lyon. Ihr dürft in mir also so eine Art internationalen Koordinator sehen. Allerdings werde ich personelle Unterstützung brauchen, wenn wir erst richtig im Einsatz sind.«

Letzteres ist an Lena gerichtet, die ihm zunickt und ergänzt: »Wir profitieren hier von dem Umstand, dass der Kollege Leander über Jahre hinweg mit Hilfe des Dezernats 12 diese Kontakte aufgebaut und intensiv gepflegt hat. Nachdem er vor ein paar Jahren das LKA verlassen hat, ist der Kollege Schröter nun für die Zusammenarbeit der Abteilung 1, Besondere Zentralstellenaufgaben mit Schwerpunkt auf die Internationale Zusammenarbeit, und der Abteilung 2, Ermittlungen und Auswertung, zuständig. Wir sollten uns bewusst sein, dass wir damit in große Schuhe treten und alles daransetzen müssen, die ausländischen Kollegen nicht zu verprellen. Das geht nicht gegen dich, Sven, sondern es ist an uns alle – mich inbegriffen – gerichtet, denn ich weiß, dass wir Deutschen schnell zu Überheblichkeit neigen. Und dazu haben wir gerade in diesem Bereich nicht den geringsten Anlass. Lasst uns also bei allem gebotenen Selbstbewusstsein zunächst kleine Brötchen backen.«

Ein teils zustimmendes, teils kritisches Raunen geht durch den Raum, was Gerd Trienekens lächelnd zur Kenntnis nimmt.

»Wir werden morgen durch eine Expertin aus London verstärkt, eine deutsche Kunsthistorikerin, die bei der weltweit größten Datenbank für gestohlene Kunstwerke arbeitet, dem *Art Loss Register*«, fährt Lena fort. »Sie wird uns über den aktuellen Stand unterrichten und darüber, wie unsere freiberuflichen und zivilen Kollegen international arbeiten. Mit ihrem



Sachverstand dürfte sie die wohl größte Lücke in unserer Soko schließen. Ich möchte dich bitten, Sven, morgen früh gegen acht Uhr zu einer Vorbesprechung in mein Büro zu kommen. Die Kollegin wird dann ebenfalls anwesend sein.«

Sven Schröter macht sich kommentarlos eine Notiz auf einem Zettel. Mit einem Nicken fordert Lena den nächsten Kollegen, der ihr direkt gegenüber sitzt, auf, mit der Vorstellungsrunde fortzufahren.

»Heiko Carstens vom Dezernat 22, Wirtschaftskriminalität. Eine Reihe von Einbrüchen geht mutmaßlich auf Versicherungsbetrug zurück. Deshalb bin ich Mitglied der Soko.«

»Gregor Steffens«, übernimmt der nächste Kollege am Tisch übergangslos, als Carstens sich wieder zurücklehnt. »Dezernat 23, Bandenkriminalität. Meine Beteiligung dürfte sich von selbst erklären.«

»Kollege Carstens und Kollege Steffens, Sie werden uns morgen über den Stand der Ermittlungen Ihrer Dezernate unterrichten«, ordnet Lena an. »Ich möchte möglichst bald eine Liste aller gemeldeten Einbrüche europaweit, sagen wir der letzten zwölf Monate im Detail, von den älteren nur die wirklich bedeutenden, bei denen sich ein Zusammenhang zu den jüngeren Fällen andeutet. Das muss natürlich nicht alles schon morgen sein. Ein grober Überblick reicht zunächst.«

Carstens nickt ihr geschäftsmäßig zu, spricht sich kurz mit Steffens ab und macht sich eine Notiz. Dann lehnen er und Steffens sich wieder zurück und geben Lena den Blick auf den auffallend kleinen Mann frei, den sie zuvor schon nicht hat zuordnen können. Er trägt eine halbe Lesebrille und scheint vollkommen in die Tischvorlage vertieft, die er langsam durchblättert, wobei er die Lippen bewegt, als sei er Legastheniker und übe sich mühsam im Entziffern von Buchstabenreihen. Lena räuspert sich, aber das Männchen nimmt um sich herum überhaupt nichts wahr, bis Gregor Steffens ihn mit dem Ellenbogen unsanft in die Seite boxt. Erschrocken blickt er auf, lässt

seine Äuglein über dem Rand der Lesebrille durch die Runde kreisen und bleibt dann an Lena hängen.

Die schmunzelt und trifft um sich herum ebenfalls auf belustigte Blicke. Zum ersten Mal fühlt sie, dass sich die allgemeine Anspannung etwas löst. Fast ist sie dem weltfremden Gnom dafür dankbar. »Herr Kollege, entschuldigen Sie die Störung, würden Sie sich bitte kurz vorstellen und uns Ihre Funktion in dieser Soko mitteilen?«

»Pückler«, antwortet das Männchen mit erstaunlich tiefer Stimme. »Gandolf Pückler.«

Als weiter nichts folgt, nickt Lena ihm auffordernd zu – ergebnislos. »Sie kommen von welchem Dezernat?«, erkundigt sie sich deshalb und begreift, dass er bisher nichts von dem wahrgenommen hat, was hier stattfindet.

»Ach so, ja. Entschuldigung. Zollamtsrat Pückler. Ich komme vom Zoll.«

»Zoll, richtig. Entschuldigen Sie, dass ich Sie vorhin nicht begrüßt habe, aber ich habe heute noch gar nicht mit Ihnen gerechnet. Kriminaldirektor Ahrenstorff hat Sie erst für morgen angekündigt.«

»Was hat denn der Zoll mit uns zu tun?«, hakt Gregor Steffens nach, der ein genervtes Gesicht macht, so dass Lena befürchtet, Gandolf Pückler würde sich den nächsten Rippenstoß einfangen, wenn er jetzt nicht antwortet.

»Geschützte Kulturgüter«, erklärt der Zöllner, will es schon damit genug sein lassen, begegnet aber Steffens' drohendem Blick und fährt hastig fort: »Jedes Land führt eine Liste geschützter Kulturgüter, die die Landesgrenzen nicht übertreten dürfen. Solche Kunstgegenstände und Reliquien sind unter anderem bei den Einbrüchen der letzten Jahre gestohlen worden. Zuständig dafür ist der Zoll. Deshalb bin ich hier. Wegen der geschützten Kulturgüter. Übrigens haben Sie eben das *Comando Carabinieri Tutela Patrimonio Culturale* erwähnt. Wenn Sie möchten, stelle ich Ihnen einen direkten Kontakt

zu Tenente Colonello Ferdinando Musella her. Der Tenente Colonello und ich haben schon häufiger zusammengearbeitet.«

»Na bitte.« Steffens nickt Lena zu. »Es kann sprechen, es quasselt sogar wie ein Wasserfall.«

Lena betrachtet den kleinen Mann mit zusammengekniffenen Augen. Der ist offensichtlich gar nicht so verpeilt, wie es zunächst den Anschein gehabt hat. Kriminaldirektor Ahrenstorff hat ihr berichtet, dass er eigentlich nur aus Pflichtbewusstsein alle Behörden über die Einrichtung der Soko informiert hat. Entsprechend gering ist der Rücklauf gewesen. Nur der Zoll hat darauf bestanden, an der Sonderkommission beteiligt zu werden. Lena nimmt sich vor, nicht den Fehler zu machen, den Mann zu unterschätzen, und nickt dann den Kollegen auf der anderen Tischseite zu.

»Volker Dietels. Wie der Kollege Schröter von der Abteilung 1, Dezernat 12, allerdings bin ich für die europaweiten Fahndungsmaßnahmen zuständig. Ich denke, es bietet sich an, wenn Sven und ich weiterhin zusammenarbeiten.«

Lena nickt ihm zustimmend zu, woraufhin Sven Schröter und Volker Dietels zufriedene Blicke austauschen.

»Helge Bauer, von der Abteilung 4, Kriminaltechnik und Erkennungsdienst. Ich bin Mitarbeiter im Dezernat 42. Wir sammeln dort die Daten über die Werkzeugspuren, die an den Tatorten sichergestellt werden konnten, und werten sie aus. Es gibt aber auch Fälle, bei denen die Täter einfach während der Öffnungszeiten die Ausstellungen gestürmt haben. Dann sind natürlich keine Spuren vorhanden.«

»Mit Ausnahme der verwendeten Waffen«, widerspricht der nächste Kollege. »In einem Fall sind am Tatort nämlich Waffen sichergestellt worden, die ins Stasi-Milieu führen. Deshalb bin ich hier. Eberhard Stürmer – der Name ist Programm.«

»Staatsschutz?«, hakt Gregor Steffens nach.

Stürmer nickt herablassend. »Genau, Abteilung 3. Ich arbeite im Dezernat 32: Innere Sicherheit. Wir befassen uns

nicht nur mit rechtsextremistischen und islamistischen Terrorzellen, sondern auch mit den alten Stasi- und KGB-Seilschaften. Es gibt Hinweise, dass die immer noch aktiv sind, auch wenn sie heute eher unter die Sammelbegriffe *russische Mafia* oder *osteuropäische Banden* fallen.«

Er nickt Lena zu, die sofort wieder die Regie übernimmt, bevor sich eine Diskussion über die gelegentlich unrühmliche Rolle des Staatsschutzes in der jüngeren Vergangenheit entspinnen kann. »Vielen Dank, Kollegen. Das sollte fürs Erste reichen. Sie sehen an der Größe dieser Soko, wie wichtig höhere Stellen diesen Bereich der organisierten Kriminalität inzwischen nehmen. Das heißt aber auch, dass wir eine Menge Geld kosten; Geld, das nicht unbegrenzt zur Verfügung stehen wird. Man erwartet schnelle Ergebnisse von uns. Also an dieser Stelle meine dringende Bitte an Sie alle: Hängen Sie sich rein. Pünktlichen Feierabend wird es während der nächsten Wochen für keinen von uns geben. Bereiten Sie bitte alle für morgen früh eine Zusammenfassung der momentanen Erkenntnisse Ihrer Fachbereiche vor.«

Als Lena demonstrativ ihre Papiere zusammenschiebt und die Sitzung damit beenden will, meldet sich Gerd Trienekens mit einem herablassenden Lächeln noch einmal zu Wort: »Hast du nicht etwas vergessen?«

Lena nimmt direkten Blickkontakt auf und fordert ihn auf: »Hilf mir, lieber Gerd.«

»Na, wir brauchen doch wohl noch einen Namen.«

»Stimmt, das hätte ich tatsächlich fast vergessen. Kriminaldirektor Ahrenstorff schlägt *Soko Emil* vor.«

Gerd Trienekens lacht laut auf: »*Parole Emil*, genau!«

»Stört dich etwas daran?« Lena merkt, wie die Wut unaufhaltsam in ihr hochkriecht.

»Ganz und gar nicht. Es erinnerte mich nur an Erich Kästners Kinderbuch *Emil und die Detektive*. Die Kiddies verwenden da auch die *Parole Emil*.«

»Vielleicht solltest du zur Abwechslung mal etwas anderes lesen, oder schafft ihr Rauschgiftleute das nicht mehr, wenn ihr nach Feierabend die sichergestellten Asservate testen müsst?«, versetzt Steffens und lockt damit zahlreiche Lacher hervor.

»Hast du einen besseren Vorschlag?«, erkundigt sich Lena bei Trienekens.

»Nein, nein, das passt wie die Faust aufs Auge. Bestimmt habt ihr euch etwas dabei gedacht, der Kriminaldirektor und du.«

»Natürlich haben wir das. Wir ermitteln in Sachen Kunstraub mit Schwerpunkt in Norddeutschland. Diejenigen unter uns, die nicht nur Kinderbücher lesen, wissen, dass unser bedeutendster norddeutscher Maler Emil Nolde ist. Wo immer bei den Einbrüchen der letzten Monate ein Nolde gehangen hat, ist er gestohlen worden. Deshalb *Soko Emil*.«

In der Runde wird zustimmendes Gemurmel hörbar. Offensichtlich haben alle von den Kindereien genug und wollen an ihre Arbeit gehen.

»Da wir aber schon einmal bei der grundlegenden Organisation sind«, schiebt Lena mit einem Seitenblick auf Trienekens nach, »können wir auch sofort die Frage klären, wer mein Stellvertreter in der *Soko Emil* sein wird.«

Gerd Trienekens richtet sich so erwartungsvoll wie fordernd auf, was Lena wieder eine Genugtuung ist, denn offenbar ahnt er die kommende Demütigung noch nicht. Entsprechend lässt sie sich einen Moment länger als nötig Zeit und schiebt sorgfältig ihre Unterlagen zusammen, bevor sie fortfährt. »Kriminaldirektor Ahrenstorff und ich sind uns bei der Wahl einig. Da die internationale Dimension in unserem Fall von zentraler Bedeutung ist, wird Sven Schröter die Soko stellvertretend leiten. Sven, auf gute Zusammenarbeit.«

Lena nickt Sven Schröter zu, der die Ernennung zum Stellvertreter wie selbstverständlich aufnimmt, ordnet das nächste Zusammentreffen für den kommenden Tag um neun Uhr an und schließt dann die Besprechung.

»Herr Pückler«, ruft sie dem Zollbeamten im Aufstehen zu.  
»Kommen Sie bitte kurz mit in mein Büro? Du auch, Sven?«

»Ich komme nach«, verspricht ihr neu ernannter Stellvertreter und beginnt umständlich, seine Unterlagen zusammenzusuchen.

Als sie mit Zollamtsrat Pückler den Raum verlässt, steht Gerd Trienekens mit Heiko Carstens und Gregor Steffens neben der Tür. »Pony Hütchen und Zwerg Nase«, hört sie ihn sagen. »Das kann ja heiter werden.«

## 5

Polizeihauptkommissar Jens Olufs lehnt an der Wand neben der Terrassentür und beobachtet, wie die Männer von der Kriminaltechnik aus Husum in ihren weißen Schutzanzügen das Wohnzimmer nach Spuren absuchen. Dabei setzen sie ihre *Lumatec Superlite 400* ein, eine Multispektrallampe, mit der sie mittels Fluoreszenzprüfung nach Blutspuren und Körpersekreten suchen können. Selbst Faserspuren, Fußabdrücke, Fingerprints und dergleichen werden durch die Wunderlampe leuchtend hervorgehoben. Bereits im letzten Jahr hat Olufs die eindrucksvolle Leistung dieser *Superlite* bewundern dürfen, als die Kriminaltechniker die Boldixumer Vogelkoje nach dem Mord an Chefjäger Nahmen Rickmers unter die Lupe

genommen haben. Heute haben sie allerdings absolut nichts gefunden, was einerseits eine Genugtuung für Olufs ist, weil es zeigt, dass er und seine Leute ebenfalls keine Deppen sind, andererseits aber auch bedeutet, dass sie keinerlei Anhaltspunkte für ihre Ermittlungen bekommen. Und Letzteres ist deprimierend.

Paul Woyke, der Leiter der KTU, grinst, während er den Tresor ableuchtet und mit einer Speziallupe untersucht. Er kennt die Ungeduld der ermittelnden Beamten, lässt sich davon aber nicht im Geringsten unter Druck setzen. Dickfelligkeit ist eine Grundvoraussetzung für einen guten Spurensicherer, denn wer sich hier aus der Ruhe bringen lässt, zertrampelt oder übersieht vielleicht entscheidende Details. Dummerweise gibt es am Tresor auch nicht die kleinste Spur. Mit Gewalt sind die Einbrecher nicht vorgegangen, auch nicht mit subtiler. Sie haben sich sicher bewegt und sich ausgekannt. Außerdem kannten sie offenbar die Zahlenkombinationen für die Alarmanlage und den Safe. Es sei denn, der Hausbesitzer hat die Tresortür offen gelassen, aber so blöd würde er ja wohl nicht gewesen sein.

»Tja, Kollege«, sagt Woyke bedauernd und gesellt sich zu Olufs. »Sieht ehrlich gesagt bescheiden aus. Bis jetzt haben wir fast nichts gefunden. Die Einbrecher haben offensichtlich Schutzanzüge und Handschuhe getragen. Selbst über die Schuhe müssen sie Schutzhauben gezogen haben. Nur an den Vitrinen haben wir unter der Lupe feinste Kratzer entdeckt. Da haben die Kerle Spezialwerkzeuge eingesetzt. Den Tresor haben sie mit dem passenden Zauberwort geöffnet.«

»Was meinen Sie, wie oft kommt es vor, dass Einbrüche nur fingiert sind?«, erkundigt sich Olufs und formuliert damit den Verdacht, den er einfach nicht los wird.

»Sie meinen, der Besitzer hat selbst ...?«

Olufs zieht die Schultern hoch und lässt sie wieder sinken.  
»Ist doch möglich.«

»Genau kann ich das nicht sagen, die Grauzone ist schwer abschätzbar, aber Versicherungsbetrug ist keine Seltenheit. Allerdings sind gerade die fingierten Tatorte die, an denen wir die meisten Spuren finden. Wirkliche Profis hinterlassen so gut wie nichts, aber Versicherungsbetrüger tun alles, um von sich abzulenken. Sie legen Spuren, über die wir einfach stolpern müssen, und genau das ist dann verdächtig.«

»Sie meinen also, dass hier nichts zu finden ist, spricht eher für die Hausbesitzer?«

»So sehe ich das. Es sei denn, sie haben Profis beauftragt, hier tatsächlich einzubrechen. Allerdings hätten sie dann wohl dafür gesorgt, dass sie selbst nicht zu Hause sind, um jeden Verdacht von sich abzulenken.«

»Scheiße!«, flucht Olufs.

»Das hätte selbst ich jetzt nicht treffender ausdrücken können«, stimmt Paul Woyke grinsend zu.

»Paul, hier ist was«, ruft ein Kriminaltechniker zu ihnen herüber, der mit seiner Speziallampe den Kamin ausleuchtet.

Paul Woyke eilt zu ihm, dicht gefolgt von Jens Olufs. Der Techniker tritt etwas zur Seite und hält die *Lumatec*-Lampe am langen Arm unter den Kaminsims. Woyke beugt sich vor und verdreht Oberkörper und Hals so, dass er nach oben in den Schornstein blicken kann, ohne das Licht abzuschatten.

»Klebstoff?«, fragt er in den Kamin hinein, so dass seine Stimme etwas dumpf herausschallt.

»Ich tippe auf doppelseitiges Klebeband«, bestätigt sein Kollege.

Woyke dreht den Kopf noch weiter und verschwindet nun bis zu den Schultern im Kamin. »Dachte ich's mir doch«, kommentiert er das Ergebnis seiner Untersuchung und kommt wieder aus dem dunklen Schlund zum Vorschein.

Jens Olufs beugt sich auf sein Handzeichen hin ebenfalls vor und entdeckt direkt über dem Sims einen leicht phosphoreszierenden Streifen. So also sehen die Reste von Kleb-



stoff aus. »Und was sagt uns das?«, erkundigt er sich bei Paul Woyke.

»Ihnen offensichtlich nichts. Mir sagt es, dass da etwas geklebt hat.«

»Wunderbar. Muss man für derartige Schlussfolgerungen studiert haben, oder reicht es, wenn man überdurchschnittlich intelligent ist?«, ärgert sich der Polizeihauptkommissar.

Paul Woyke lacht und wendet sich an seinen Kollegen: »Erklär's unserem Kommissar.«

»Das ist doch ganz einfach«, bescheidet der Spurensicherer Jens Olufs. »Wenn Sie sich einmal die Position der Kleberreste ansehen, stellen Sie fest, dass sie sich leicht oberhalb, aber genau gegenüber dem Tresor befindet. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit, wie man so schön sagt, hat da ein Miniaufnahmegerät mit integrierter Kamera geklebt. Vermutlich war das Ding mit einem Bewegungsmelder versehen. Solche Teile gibt es heute schon in der Größe einer Streichholzschachtel. Damit haben die Einbrecher gefilmt, wie der Hausherr seinen Tresor geöffnet hat. Wenn das Gerät ein kleines Display hat, konnten die Kerle einfach die Aufnahme abspielen und kamen so in den Besitz der Zahlenkombination. Seit James Bond kennt so etwas doch jedes Kind.«

»Ich nicht«, gibt Olufs kleinlaut zu, ist aber nun wirklich beeindruckt. »Das liegt aber vielleicht daran, dass ich James Bond noch nie ausstehen konnte.«

»Sieh mal gegenüber der Alarmanlagensteuerung in der Diele nach, ob da auch solche Spuren zu finden sind«, ordnet Paul Woyke an, woraufhin sein Kollege nickt und mit seiner Spezialleuchte loszieht.

»Das heißt aber doch, dass die Einbrecher schon einmal hier gewesen sein müssen, um die Kamera anzubringen«, überlegt Jens Olufs laut. »Und zwar im Haus!«

»Sie selber oder ein Handlanger«, stimmt Paul Woyke zu und fährt auf Olufs' fragenden Blick hin fort: »Es kommt

gelegentlich vor, dass es Komplizen unter den Bediensteten gibt. Eine Putzfrau vielleicht oder einen Gärtner, der jederzeit das Haus betreten kann, ohne Aufmerksamkeit zu erregen.«

Jens Olufs nickt nachdenklich. Jedenfalls ist damit sein Verdacht gegen den Hausherrn so gut wie ausgeräumt, denn der brauchte die Zahleneingabe nicht zu filmen.

»Die gleichen Spuren gegenüber dem Steuerungskasten«, meldet der Kriminaltechniker, als er zurückkommt. »Wir nehmen Proben davon und lassen sie im Labor überprüfen. Vielleicht haben wir Glück, und es handelt sich um eine seltene Marke. Wenn das Klebeband allerdings von *Tesa* oder *Scotch* ist, haben wir zweiundachtzig Millionen Verdächtige alleine in Deutschland.«

»Na bitte, Kollege Olufs, das dürfte bis zu Ihrer Pensionierung reichen.« Paul Woyke klopft dem Kommissar auf die Schulter. »Und obendrein kommen Sie auch noch ganz schön rum in diesem unserem Lande.« Letzteres bringt er tief und dumpf nuschelnd hervor, wie dereinst der Saumagen liebende dicke Pfälzer und Kanzler der Einheit.

Dann machen sich die Spurensicherer daran, die kleinen Schlösser aus den Vitrinensicherungen auszubauen, um sie mit ins Labor zu nehmen.

»Werkzeugspuren sind häufig so einmalig wie Fingerabdrücke«, erklärt Paul Woyke. »Wir nehmen sie auf und lassen sie durch die Datenbank des BKA laufen. Vielleicht sind dieselben Werkzeuge schon einmal eingesetzt worden. Das kommt heute selbst bei Profis vor. Früher haben Spitzenleute nach jedem Bruch neues gekauft, damit man ihnen im Ernstfall keine weiteren Straftaten nachweisen konnte. Heute muss man offensichtlich auch in dieser Branche sparen. Löblich, bedenkt man die Ressourcen-Knappheit auf dem Globus.« Er beobachtet belustigt, dass Jens Olufs angesichts der Lage augenscheinlich keinen Sinn für Humor hat und immer unruhiger wird. »Wissen Sie was, Kollege?« Er legt dem Haupt-